

# REGNUM

Schönstatt international – Reflexion und Dialog

ZEICHEN DER ZEIT

**100 Pallottiner-Jahre in Schönstatt**

Günther M. Boll

**Mit Maria in die neueste Zeit**

Barbara Albrecht

**Maria – unsere Zuflucht**

Norbert Martin

**Aufbruch des Familienbundes ins dritte Jahrtausend**

BUCHBESPRECHUNGEN

**3** August 2001  
35. Jahrgang

ZEICHEN DER ZEIT	
<b>100 Pallottiner-Jahre in Schönstatt</b>	97
Günther M. Boll	
<b>Mit Maria in die neueste Zeit</b>	101
Barbara Albrecht	
<b>Maria – unsere Zuflucht</b>	
Ausgewählte Anrufungen aus der Lauretanischen Litanei	113
SCHÖNSTATT INTERNATIONAL	
<b>Aufbruch des Familienbundes ins dritte Jahrtausend</b>	
Dynamisches Wachstum auf die Internationale Föderation zu (Norbert Martin)	125
BUCHBESPRECHUNGEN	132

REGNUM • Schönstatt international – Reflexion und Dialog  
ISSN 03413322

Verleger: Schönstatt-Patres Deutschland e. V.  
Verlagsanschrift: Patris Verlag, Postfach 11 62, D-56171 Vallendar-Schönstatt  
Redaktionskomitee: Barbara Albrecht, Rainer Birkenmaier, Günther M. Boll (verantwortlich), Lothar Penners, Herta Schlosser, Angel L. Strada  
Anschrift: Patris Verlag • Redaktion Regnum  
der Redaktion: Postfach 11 62, D56171 Vallendar  
Herstellung: Fuck, Druck + Verlag, Rügenacher Straße 88  
56072 Koblenz

Bestellungen und geschäftliche Mitteilungen sind an den Verlag, Manuskripte und Anregungen an die Redaktion zu richten. Unverlangt zur Besprechung eingesandte Bücher werden u. U. nur kurz angezeigt.

REGNUM erscheint vierteljährlich. Der Preis des Abonnements: Inland DM 38,00 zzgl. DM 7,20 Versandkosten. Ausland DM 38,00 zzgl. DM 8,00 Versandkosten. Preis des Einzelheftes DM 9,30 zzgl. Versandkosten.

Zeichen der Zeit

## 100 Pallottiner-Jahre in Schönstatt

Die Pallottiner: das ist ein Begriff, ein Gütezeichen in der deutschen Kirche und vor allem natürlich hier in Vallendar, in Schönstatt. 1901 haben sie sich hier im Tal niedergelassen und mit Jugendarbeit – Internat und Schule – begonnen, bis sogar der Plan einer Hochschule realisiert werden konnte.

Mit ihrer Anfangsgeschichte ist der *Ursprung der Schönstattbewegung* eng verknüpft. Es gab eine harmonische, tiefe und fruchtbare Einheit. Der Gründer, P. Joseph Kentenich, konnte als junger Mann seinen Wunsch, Priester zu werden, nur dadurch realisieren, dass ihn eine Missionsgesellschaft (wie die Pallottiner sich früher ausdrücklich nannten: Pia Societas Missionum) aufgenommen hat. Selbstverständlich ist er durch die Erziehung und Ausbildung auch geprägt worden – bei aller Eigenständigkeit und Verslossenheit, die jene Jahre bis zur Priesterweihe kennzeichneten. Vieles in Schönstatt, in seiner Geschichte, seiner Spiritualität und seiner Zielsetzung ist nicht verständlich und wäre ihm nicht zugewachsen ohne diese Herkunftsfamilie.

Solche Verbundenheit hat zwei herausragende Symbole auf Seiten der Pallottiner: die Friedhofskapelle, die zum Gnadenort Schönstatt, zur Bündnisstätte wurde, wo Maria, die Dreimal Wunderbare Mutter und Apostelkönigin, wirksam ist und das Bündnis der Liebe mit den Menschen, die sich ihr anvertrauen, schließt. Und: der Stifter der Gesellschaft des Katholischen Apostolates, der hl. Vinzenz Pallotti, der wegen seiner (von P. Kentenich so erkannten bzw. interpretierten) Idee der Zusammenführung aller Kräfte in der Kirche zur Evangelisierung auch von Schönstatt als Gründer gesehen und geehrt wird.

Vielleicht können wir als eine Art Höhepunkt dieser Einheit aus den ersten Jahrzehnten des Wachstums der Schönstattbewegung die *Einweihung des Bundesheimes* 1928 nennen: ein Bildungshaus, das die Provinz der Pallottiner

für die apostolische Bewegung gebaut hat. Damals hat der Provinzial Laqua die immerwährende Einheit der Gesellschaft der Pallottiner und der Schönstattbewegung in auch heute noch bewegenden Worten beschworen. Dies alles prägte das Klima der aufblühenden Bewegung mit den verschiedenen Gruppierungen, unter denen die gerade 1926 gegründete Gemeinschaft der Marienschwestern neben den Pallottinern besonders hervortritt.

Es kam die Zeit der – erwartbaren – *Auseinandersetzung*, die 1949 auf einen Höhepunkt kam, und 1956 bzw. 1964 ihren Abschluss fand: erwartbar, weil auch bei jahrzehntelanger guter Zusammenarbeit es über die Maßen schwer und schwierig sein musste, wenn mitten in dieser wachsenden, blühenden Pallottiner-Gemeinschaft in Schönstatt eine neue, neuartige Sendung sich bemerkbar macht: ein originelles Charisma, das erst Wege der Verwirklichung sucht. Gut zu verstehen die konkrete Herausforderung, einen vertrauten Gefährten und Kollegen bei sich zu haben, der sich auf einmal als Gründer eines großen Werkes entpuppt!

Unvergesslich und noch immer bewegend habe ich in Erinnerung die *Begegnungen mit P. Heinrich Köster* während meiner Zeit als Bewegungsleiter in Deutschland. P. Köster, der auch eine Zeit lang Leiter der Schönstattbewegung war und um die Bestätigung des im Exil weilenden Gründers ausdrücklich nachgesucht hatte, erläuterte mir, was es für ihn und die Gemeinschaft bedeutet hatte, dass auf einmal einer aus den eigenen Reihen, den ja alle aus der Nähe kannten, als Gründer auftrat. Und vor allem – nicht zuletzt durch das Engagement seines lebenslangen Hauptmitarbeiters, P. Alexander Menningen – auch von den Mitbrüdern als solcher anerkannt werden sollte.

P. Kantenich hatte seit 1916 klar ein großes, letztes Ziel seiner gesamten Gründung vor Augen, das er einzig auf Vinzenz Pallotti zurückführte und von ihm übernahm. Trotz solcher Identifizierung mit der Gesellschaft der Pallottiner wusste er sich vom Gott des Lebens und der Geschichte berufen als *Gründer mit einem originellen Charisma*, das sich nicht in die pallottinische Tradition nahtlos einfügte oder gar darin subsumierbar war. Doch die damit vorprogrammierten Spannungen hätten nicht jenes katastrophale Ausmaß erreicht, wenn sie sich nicht mit der Infragestellung und Ablehnung durch die amtliche Kirche auf Grund der bischöflichen und apostolischen Visitation verquickt hätten. Darüber ist hier nicht weiter zu berichten und nachzudenken.

Am Ende war der *Bruch* unausweichlich. In solchen Vorgängen gibt es normalerweise und somit auch natürlicherweise viele Verletzungen, die, wenn es sich um Lebensgebilde handelt, nicht nur Einzelne treffen, sondern Gemeinschaften in ihrer Seele, in ihrer organischen Tradition. Es sind Erfahrungen, die lange weiterwirken. So ist es auch zwischen der Pallottinergesellschaft und den Schönstattgemeinschaften gewesen. Dabei spielte eine besondere Rolle die erst 1965 gegründete Gemeinschaft der Schönstatt-Patres, die ausdrücklich in die Funktion hineinwachsen sollte, die P. Kentenich als Gründer des Schönstattwerkes bis 1956 den Pallottinern vorbehalten hatte.

An sich wollte P. Kentenich 1965 nach seiner Rückkehr aus dem Exil eine friedvolle und dann auch fruchtbare Einheit in Schönstatt mit den Pallottinern erreichen und hat auch entsprechende Angebote gemacht. Aber das war damals noch nicht realisierbar. Erst nach Jahren getrennter Wege, in denen es verständlicherweise immer wieder perspektivisch-unterschiedliche Darstellungen des Gesamtprozesses und einzelner Vorgänge gab, wurden vorsichtige Fühlungen möglich. Es brauchte lange, bis die »Ökumene« zwischen den entfremdeten Gruppen Fortschritte machte und es jetzt eine Geschwisterlichkeit im Geiste gibt, die man vor 20 Jahren kaum erhoffen konnte. Zeichen für diese Gemeinsamkeit ist z.B., dass die leid- und verhängnisvolle Geschichte gemeinsam aufgearbeitet wird, dass Schönstätter gerne an der Hochschule der Pallottiner studieren, auch eingeladen sind, zum Dozententeam zu gehören, und – um einen letzten Akzent zu nennen –, dass der Prozess der Kanonisation von Josef Engling, eines jungen Schönstätters aus der Ursprungszeit der gemeinsamen Geschichte, jetzt auch gemeinsam vorangebracht werden soll.

Natürlich fragen wir: musste das alles so kommen, mussten diese leidvollen Spannungen auftreten und zur Trennung führen? Gibt es einen Sinn? Am 26. Mai, zur Eröffnung der Ausstellung der Pallottiner im Rathaus von Vallendar, war die Rede von drei Wunden in dieser 100-jährigen Geschichte: Kamerun – Schönstatt – der Brand der Hochschule. Diese Geschichte mit Schönstatt, diese konfliktreiche Werbe- und Wachstumsgeschichte der apostolischen Bewegung sei eine tiefe, nur langsam heilende Wunde der Gesellschaft des katholischen Apostolates hier am Ort.

Ich denke, man muss beides zusammen sehen: den ungemein tiefen Streit, der zu einer entsprechend tiefen und schier unüberwindlichen Kluft geführt hat,

und auf der anderen Seite die erneuten *Versuche, aufeinander zuzugehen*, die bestehenden Gemeinsamkeiten neu zu entdecken, miteinander zu arbeiten. Aus einer selbstverständlichen und sowohl vom Gründer Vinzenz Pallotti als auch vom Gründer Joseph Kenterich programmierten Einheit zu einer Verschiedenheit, die aber als versöhnte auch neue Möglichkeiten des Miteinanderwirkens birgt. Der gute Gott und barmherzige Vater in seiner Vorsehung kann auch Schwäche und Schuld in einen Sinnzusammenhang und damit zum Guten führen. Ob nicht alle traumatischen Erfahrungen in einer vertrauensvollen Gemeinsamkeit der beiden ganz verschiedenen Lebensgebilde in des Wortes doppelter Bedeutung aufgehoben werden können, auf dass in einem erst danach möglichen Weg neue Fruchtbarkeit geschenkt wird? Dankbar empfangen wir dazu kleine, verheißungsvolle Signale.

Michael Joh. Marmann

## Mit Maria in die neueste Zeit

Günther M. Boll

Der Beginn des neuen Jahrtausends war für die Kirche von den Feiern zum 2000. Geburtstag ihres Gründers und Meisters bestimmt. Drei Jahre intensiver Vorbereitung sensibilisierten für dieses Jubiläums- und Gnadenjahr, das viele herausragende Höhepunkte hatte. Allerdings ist auch deutlich geworden, dass viele Christen und viele Ortskirchen irgendwie am Rand der Ereignisse geblieben waren: wer sich nicht intensiv eingeschaltet hat in die geistliche Dynamik dieses Lebensvorganges, blieb mehr oder weniger Zuschauer. Dabei war es die Hoffnung des Papstes, dass diese Jubiläumsfeier und der von ihr ausgelöste Impuls zu einer inneren Erneuerung und Verlebendigung der Kirche werden sollte. Das gilt nun erneut für das Schreiben, mit dem der Papst nach den Feierlichkeiten den Blick nach vorne, in die Zukunft richtet: »Ein neues Jahrtausend liegt vor der Kirche wie ein weiter Ozean, auf den es hinauszufahren gilt ... Nun fordert uns Christus noch einmal auf, uns auf den Weg zu machen: 'Darum geht zu allen Völkern und macht alle Menschen zu meinen Jüngern.' ... Uns begleitet auf diesem Weg die allerseligste Jungfrau Maria, der ich zusammen mit vielen Bischöfen, die aus allen Teilen der Welt nach Rom gekommen waren, das dritte Jahrtausend anvertraut habe. Viele Male in diesen Jahren habe ich sie als 'Stern der Neuevangelisierung' vorgestellt und angerufen. So weise ich wiederum auf sie hin als leuchtende Morgenröte und sicheren Leitstern auf unserem Weg« (Novo millennio ineunte 58).

Einen »neuen Dynamismus« erhofft der Papst als Frucht des Jubiläumsjahres und will dazu Grundlinien »für unsere pastorale Planung am Anfang des neuen Jahrtausends« aufzeigen. Diese sollen von der ganzen Kirche in allen Teilen und Teilgemeinschaften aufgenommen und in Leben umgesetzt werden. Dabei nennt er neben den bewährten »Formen der Hilfe« in den Ortskirchen und Ordens-

gemeinschaften auch die »jüngeren Formen, die sich in den Verbänden und den von der Kirche anerkannten Bewegungen finden« (NMI 31). Gerade die Erfahrungen des Jubiläumjahres haben deutlich gemacht: nur wenn alle Ortskirchen und alle religiösen Gemeinschaften sich den großen Gesamtimpuls der Weltkirche auf ihre je eigene Weise zu eigen machen, kann die erhoffte Fruchtbarkeit erreicht werden. Engagierte Beobachter des kirchlichen Lebens haben seit längerem konstatiert, dass das Pontifikat Johannes Paul II. und sein ungewohnter Stil pastoraler und spiritueller Impulsgebung in seiner Wirksamkeit von diesem vitalen Zusammenspiel zwischen »oben« und »unten«, zwischen Vorgabe und originellem Aufgreifen abhängt.

Der vorliegende Artikel möchte an einem konkreten Punkt genau dies zu zeigen versuchen: wie Schönstatt aus seiner spirituellen Erfahrung die pastorale Wegweisung des Papstes für die dynamische Weiterführung des Reformimpulses aufgreift und mit seinem Charisma zu verwirklichen sucht. Hier gilt, was der Gründer Schönstatts im Aufbruch der nachkonziliaren Zeit als seine Überzeugung formuliert hat: die Erneuerung der Kirche kann nicht nur »von oben« ausgehen, sie muss auch »von unten« kommen, d.h. von den geistgewirkten Lebensaufbrüchen innerhalb der Kirche. Wenn sie über längere Zeit ihr originelles Profil ausgeprägt und gegen alle negativen Einflüsse des Zeitgeistes bewahrt haben, kommt der Augenblick, in dem sie in gegenseitiger Ehrfurcht und Anerkennung einander begegnen und bereichern. »So und nur so kann ich mir die Erneuerung der Kirche vorstellen.«

Darin klingt offensichtlich die Überzeugung an, dass der Heilige Geist selbst an den verschiedensten Stellen und in unterschiedlicher Weise vorgelebte Antworten auf die Herausforderung der Zeit erweckt, die – wie alle Charismen – der ganzen Kirche gehören und ihr auf ihrem schwierigen Weg in die Zukunft helfen können.

Es kann hier nicht darum gehen, das, was sich in Schönstatt als originelles Leben entwickelt hat, in seiner Fülle zu entfalten. Wir möchten auf einen wesentlichen Aspekt verweisen, der die Pädagogik, Spiritualität und Pastoral Schönstatts durchzieht und zu den Grundüberzeugungen des Gründers gehörte: dass Maria bei diesem Aufbruch eine entscheidende Rolle spielt. Sein Motto: »Mit Maria in die neueste Zeit.«



## Maria – nach wie vor umstritten

Ein ruhiger Blick auf die Ereignisse und Entwicklungen in der Kirche während des 20. Jahrhunderts unter der Perspektive des Marianischen lässt unschwer zwei Etappen erkennen, die von der Zäsur des 2. Vatikanischen Konzils getrennt werden. Vorkonziliar entwickelte sich – schon seit dem Ende des 19. Jahrhunderts, dann stetig anwachsend bis zum Pontifikat Pius XII. – eine marianisch-mariologische Strömung, die nicht selten als »marianisches Zeitalter« der Kirche erschien. Wie eine Welle brach sie sich im Ereignis des Konzils und der theologisch-geistigen Neuorientierung, die davon ausging. Die unmittelbare Folge war – wenigstens im zentraleuropäischen und nordamerikanischen Raum – so etwas wie eine »marianische Eiszeit«. Inzwischen haben sich die Wasser verlaufen, an vielen Stellen zeigen sich neue Ansätze und eine neue Unbefangenheit dem Marianischen gegenüber. Das gilt in der Theologie wie auf dem Feld der marianischen Frömmigkeit.

Dieser grobe Rückblick auf die kirchliche Entwicklung kann helfen, das marianische Anliegen Schönstatts zu sichten und einzuordnen. Der Aufbruch und die Entfaltung der Schönstattbewegung fielen in die Epoche der starken Entwicklung von Mariologie und Marienverehrung in der ganzen Kirche. Von seinem Ursprung und seiner spirituellen Prägung her gab es für Schönstatt vielfache Anknüpfungs- und Berührungspunkte. Die Wahrnehmung der jungen, sich rasch ausbreitenden Schönstattbewegung in der kirchlichen Öffentlichkeit war denn auch davon geprägt: Schönstatt galt als »marianische Bewegung« in Abhebung von der gleichzeitig sich entwickelnden liturgischen und biblischen Bewegung. Dieses Bild ist für weite Kreise im wesentlichen geblieben. Die Verfolgung durch den Nationalsozialismus und nach dem Krieg die Auseinandersetzungen mit der amtlichen Kirche und die langjährige Verbannung des Gründers haben fast alle Kräfte Schönstatts auf das eigene Überleben konzentriert. So kam es, dass der große Umbruch im Konzil von der vielgegliederten und inzwischen international verbreiteten Bewegung nicht so rasch und ganzheitlich verarbeitet werden konnte. In der sprachlichen Ausdrucksweise und der theologischen Diktion blieb Schönstatt vielfach dem marianischen Aufbruch vor dem Konzil verbunden. So konnte in der Öffentlichkeit der Eindruck entstehen, dass Schönstatt zu den »konservativen« Kräften in der Kirche gehört und im Marianischen »vorkonziliar« geblieben ist.

Die Selbstauffassung Schönstatts und das Anliegen des Gründers sind anders. Seit langem gibt es darum den Versuch, das Ursprüngliche und eigentlich Gemeinte in die gewandelte Mentalität und die theologische Denk- und Sprechweise von heute einzubringen. Der vorliegende Beitrag möchte sich in diese Versuche einreihen.

Ohne erschöpfend sein zu wollen, sollen einige Fragepunkte heutiger marianischer und mariologischer Auffassungen herausgegriffen werden, um an ihnen die Positionen Schönstatts zu skizzieren. Dabei kann der Beitrag Schönstatts auf der Suche nach dem Weg der Kirche ins 3. Jahrtausend umrisshaft deutlich werden.

### Entwicklungen in der Mariologie

Als erstes muss hier die »*ekklesiologische Wende*« der Marienverehrung und Marienlehre genannt werden. In nahezu allen neueren Veröffentlichungen über Maria wird die Entscheidung des Konzils, Maria nicht in einem eigenen Text, sondern im Rahmen der Kirchenkonstitution zu behandeln, als Wendepunkt innerhalb der modernen marianischen Strömung begriffen. Dahinter stehen gewichtige Fragenkomplexe, die einsichtig werden lassen, dass es hier nicht um theologische Spitzfindigkeiten geht.

Im Hintergrund steht zunächst das über lange Zeit angewachsene *Unbehagen* weiter Kreise über die *Isolierung der Gestalt Mariens*. Sie stand mit all ihren Privilegien, die ihr die Theologie im Laufe der Jahrhunderte zuerkannt hatte – Jungfräuliche Mutter, Unbefleckt Empfangene, Sündenlose und mit Leib und Seele in den Himmel Aufgenommene – und die ihr aus der Verehrung des Volkes zugewachsen waren – Königin des Himmels und der Erde, Mittlerin und Fürsprecherin und viele andere – so einsam, gleichsam außerhalb des Kirchenvolkes, jedenfalls aber über allen, dass es für viele einfach keinen inneren Berührungspunkt für Verehrung und Nachahmung mehr gab. Theologisch schien vielen das Ganze wie eine Wucherung, jedenfalls empfanden sie einen Mangel an Ausgewogenheit und dogmatischer Einordnung. Selbstverständlich spielte im deutschen und angelsächsischen Kulturraum der Einfluss des reformatorischen Denkens dabei eine große Rolle. Wie immer in krisenhaft zugespitzten Situationen gab es auch Extrempositionen. Dabei spielte die biblisch-liturgische

Bewegung zwischen den beiden Weltkriegen insofern eine Rolle, als für sie die Urkirche das gültige Modell von Kirche und Frömmigkeit war und sie am liebsten die geschichtliche Entwicklung und Ausgestaltung in Lehre und Frömmigkeit ungeschehen gemacht, sie diese auf jeden Fall aber drastisch zurückgedrängt hätte.

Das Konzil hat in das Gewoge der Strömungen eine gewisse Beruhigung gebracht. Indem es Maria in den Organismus der Kirche einbettete, sie als Schwester und Mutter aller Jünger und Jüngerinnen Christi vor Augen stellte, die wie wir den Pilgerweg des Glaubens gegangen ist, wurde eine neue Identifizierung mit ihr möglich. In weiser Bescheidung hat das Konzil bewusst darauf verzichtet, alle marianisch-mariologischen Streitfragen sozusagen abschließend klären zu wollen.

Wenn man die Weichenstellung des Konzils als »ekklesiologische Wende« bezeichnet, trifft das zweifellos einen zentralen Aspekt, hat aber auch des Öfteren zu einseitigen Schlussfolgerungen geführt. Der Konzilstext selbst zeichnet das *Gesamtbild von Mariens Stellung im Heilsplan* gerade im Zusammenspiel von Nähe zur Person Christi und Mitwirkung an seinem Erlösungswerk:

»Sie umfing den Heilswillen Gottes mit ganzem Herzen und von Sünde unbehindert und gab sich als Magd des Herrn ganz der Person und dem Werk des Sohnes hin und diente so unter ihm und mit ihm in der Gnade des allmächtigen Gottes dem Geheimnis der Erlösung« (LG 56). Es ist eindrücklich, mit welcher Kraft und Deutlichkeit das Konzil herausarbeitet, dass sie »in einzigartiger Weise vor anderen seine großmütige Gefährtin« war: »Indem sie Christus empfing, gebar und nährte, im Tempel dem Vater darstellte und mit ihrem am Kreuz sterbenden Sohn litt, hat sie beim Werk des Erlösers ... mitgewirkt zur Wiederherstellung des übernatürlichen Lebens der Seelen. Deshalb ist sie uns in der Ordnung der Gnade Mutter«(LG 61).

Im Licht dieser konziliaren Kernaussagen und im Blick auf ihre Rezeptionsgeschichte im deutschen Sprachraum werden schönstättische Positionen und Anliegen deutlicher greifbar. Zum einen ging es Pater Kentenich von Anfang an darum, nicht einfach einzustimmen in den Chor des vielstimmigen Marienlobs. Wie in allen Bereichen, so mühte er sich auch hier um ein klares und gesichertes dogmatisches Fundament. In ungezählten Kursen und Tagungen hat er versucht, ein in sich geschlossenes Marienbild darzustellen, wie es im katholischen Glaubensbewusstsein lebendig ist. Durch seine Berührung mit Scheeben, von

ihm angeregt und beeinflusst, stellte er sich dabei in die Strömung der modernen Mariologie, die aus den Einzeldaten der biblisch-dogmatischen Offenbarungswahrheiten den »Personalcharakter« Mariens herausarbeiten wollte. Dabei ging es ihm in keiner Weise um »logische Konstruktionen«, sondern um das gläubige Erfassen der Gestalt Mariens im Ganzen der Heilsordnung. Was Urs von Balthasar als Voraussetzung für die Durchschau der gesamten Glaubenswelt ein »Gestaltsehen« nennt – im Übrigen in der mehr intuitiv-gläubigen Erfassung und Deutung biblisch-theologischer Typologie der frühen Kirchenväter längst vorgebildet –, musste nun, so vertrat es Pater Kenterich, nach dem Durchgang durch ein mehr analytisch-zerlegendes Denken der vergangenen Jahrhunderte wieder eingebunden werden in eine deutende und ordnende Ganzheitsschau. Gegen Ende der dreißiger Jahre fand er seine mariologische »Summenformel« für die Uridee Gottes von Maria: »Maria ist nach dem Plan Gottes die amtliche Dauergefährtin und Dauergehilfin Christi bei seinem gesamten Erlösungswerk.« Wer den konziliaren Text des Marienkapitels der Kirchenkonstitution auf sich wirken lässt, wird unschwer entdecken, dass hier eine große Übereinstimmung herrscht. Beiden – dem Konzil und dem theologischen Deuter Pater Kenterich – geht es darum, die Mariengestalt als Ganzes zu erfassen und sie gleichzeitig dem Ganzen der Heilsordnung einzufügen. Dabei ist besonders auffallend, dass dieses Einfügen nach den gleichen Koordinaten geschieht: die personale Nähe zu Christus – »Gefährtin« – und ihr demütig-magdlicher Dienst an seiner Sendung – »Gehilfin« beim Werk der Erlösung.

Für viele stehen die wenigen neutestamentlichen Aussagen über Maria unverbunden nebeneinander; vor allem aber werden sie verkürzt auf ihre unmittelbar sachliche Aussage historischer Tatbestände. Sie verstellen damit die Sicht auf eine gläubige Deutung ihrer darin enthaltenen heilsgeschichtlichen Sinnhaftigkeit. So wird Maria in dieser unbiblischen Schau einfach zur »Mutter Jesu« in einer Reihe mit anderen Müttern großer Männer. Welch ein Abfall vom ur-biblischen und ur-christlichen Denken, das im historisch Einmaligen und Konkreten immer auch das überindividuell Gültige eines Vorbild-Typos erfasst hat. Wie sonst hätte Abraham als »Vater der Glaubenden« gesehen werden können, Eva als »Mutter der Lebenden«, die durch ihren Ungehorsam Gottes Bild verfälscht hat. Eine einseitige »Privilegien-Mariologie«, eine zergliedernde historisch-kritische Exegese und das neuzeitliche logisch-analytische Denken haben den Weg verbaut zum Erfassen der Gesamtgestalt Mariens und ihrer Rolle in der Heilsgeschichte.

Das aber war das Grundanliegen Pater Kentenichs: eben dieses Urbild Mariens herauszulesen aus dem Glaubensbewusstsein der Kirche und es zur Grundlage der schönstättischen Marienfrömmigkeit zu machen. Deshalb konnte er sich freuen über die konziliare Marienlehre und darin eine Bestätigung seiner Schau sehen.

### Klärung der »marianischen Frage«

Für ihn stand dieser gesamte Vorgang eines ungewöhnlich intensiven Mühens der Theologie im 20. Jahrhundert um eine Klärung der aufgeworfenen mariologischen Fragen letztlich in einem großen dogmengeschichtlichen Zusammenhang. Es ist oft schon hervorgehoben worden – vor allem auch in der Auseinandersetzung mit der reformatorischen Theologie –, dass die Entwicklung der Marienverehrung und der dogmatischen Lehre von Maria ein herausragender Fall der katholischen Auffassung vom organischen Zusammenhang zwischen der Norm gebenden biblischen Fundamentierung und ihrer gläubigen Deutung im Leben der kirchlichen Glaubensgemeinschaft ist. Vor dem Faktum der Ausformung einer eigenen Lehre von Maria und einer darauf gründenden Verehrung der Mutter Jesu entsteht wie von selbst die Frage: wie kann das sein, dass im Neuen Testament so wenig von dieser Frau steht und – nach Ansätzen in der frühen Kirche – seit dem Mittelalter ein ungestümes Wachstum einsetzt, das die wenigen Aussagen der Schrift immer weiter entfaltet und schließlich einen eigenen Zweig der Dogmatik, die Mariologie, ausbildet? Für die protestantische Theologie muss das aus ihrem reformatorischen Ansatz des »solus Christus« und der »sola scriptura« (des »allein Christus« und des »allein die Schrift«) wie eine Verfälschung der christlichen Offenbarung erscheinen. Pater Kentenich war nicht blind vor dieser Problematik, wenn er auch mit großer Sicherheit ganz in der katholischen Tradition stand. Gerade weil ihm das marianische Anliegen so sehr am Herzen lag, beschäftigte er sich zeitlebens intensiv mit allen Fragestellungen, die von woher auch immer aufgeworfen werden. Er stellte sich auf den Boden von Kardinal Newman, der ja gerade über der Problematik der Dogmenentwicklung katholisch geworden war. Das Entscheidende ist die Sichtweise, dass in der Offenbarung durch Christus alle Wahrheiten wenigstens keimhaft und implizit grundgelegt sein müssen – dass aber die gläubige Einsicht in diese Offenbarungswahrheiten durchaus unter dem

Wirken des Heiligen Geistes in verschiedenen Zeiten und in unterschiedlichem Grad ausreifen kann. Nun war Pater Kantenich der Auffassung, dass dieser Ausreifungsprozess im marianischen Fragenkreis heute in ein Stadium eingetreten sei, das zwar durch heftige und kontroverse Diskussionen gekennzeichnet ist, aber dadurch den Weg zu einer abschließenden Klärung bereitet. Ein Blick in die Dogmengeschichte anderer Fragenkreise – ob wir an die Jahrhunderte dauernden christologischen Kämpfe oder die Klärung der Dreifaltigkeits- oder der Gnadenlehre denken – lässt dieselben Phasen solcher Vorgänge erkennen: zunächst eine Zeit relativer Ruhe, in der die Auffassung mehr oder weniger deutlich bewusst in der Kirche lebt; dann tritt diese Wahrheit in das Stadium reflexiver Untersuchung ein, das immer auch eine Zeit theologischer Streitigkeiten ist. Früher oder später kommt dann der Zeitpunkt, wo sich eine Lösung und Klärung einstellt. Für Pater Kantenich steht die Kirche heute in dieser Phase der bewussten Auseinandersetzung um die Klärung der »marianischen Frage«. Das erklärt einerseits das Phänomen der anschwellenden Literatur über marianisch-mariologische Problemkreise, andererseits die Heftigkeit der Auseinandersetzungen. Dabei geht es immer auch um das Gesamtbild der Mariengestalt und um ihre stimmige Einordnung in das Ganze unseres Glaubensgebäudes. Zweifellos stellt das Marienkapitel der Kirchenkonstitution des 2. Vatikanums einen deutlichen Schritt auf dem Weg zur abschließenden Klärung dieses Fragenkreises dar.

Den *Beitrag Schönstatts* sieht Pater Kantenich zunächst nicht im Feld der wissenschaftlichen Theologie. In der Geschichte der Kirche ist es immer wieder so gewesen, dass spirituelle Aufbrüche erst in einem zweiten Schritt auch theologisch prägend geworden sind (so bei Franziskus und der von ihm ausgehenden Armutsbewegung, die dann aber in großen Theologen ihren Einfluss auch auf der wissenschaftlichen Ebene spürbar werden ließ, angefangen bei Bonaventura und Duns Scotus). So versteht sich Schönstatt als ein durch und durch marianisch geprägter Lebensaufbruch, der mit wachem Interesse und aktivem Engagement auch den Gang der mariologischen Diskussion begleitet. Pater Kantenich hat das gelegentlich so ausgedrückt: er möchte nicht durch theologische Bücher, sondern durch das Lebenszeugnis seiner Bewegung einen Beitrag leisten zur Lösung der aufgeworfenen Fragen. Das ist ganz im Sinn der kirchlichen Erfahrung, die in der Konzentration auf den Bereich von Liturgie und Frömmigkeit eine Gesetzmäßigkeit erkannt hat und formuliert: *Lex orandi est lex credendi* – aus der betenden Verehrung wird auch das Glaubensleben geprägt.

## Entwicklungen in der marianischen Frömmigkeit

Zu diesem mariologischen Aspekt kommt die *Perspektive der Marienverehrung*. Hier geht es um Nachahmung der Vorbildgestalt Mariens und um ihre Anrufung als Fürbitterin bei Christus und am Throne Gottes.

Die Anfänge der *Verehrung als Nachahmung* gehen in die Urzeit der Kirche zurück. Wer die von Maria erzählenden Kapitel des Lukasevangeliums auf sich wirken lässt, wird deutlich die Züge entdecken, die in Maria die vorbildliche Jüngerin des Herrn zeichnen wollen. Die moderne Exegese hat in ihrem Bemühen, die Redaktionsgeschichte der Texte aufzuspüren, die gestalterische Absicht der Evangelisten herausgearbeitet. So ist von der Frühzeit der Kirche an Maria als Hörerin des Wortes, als treue Jüngerin Christi von der Verkündigungstunde an bis unter das Kreuz und in das Pfingstereignis hinein dargestellt worden und als diejenige, die den Willen des Vaters gehorsam erfüllte, wie Jesus es von seinen Jüngern gefordert hat. Das Konzil fasst in knappen Worten zusammen, was durch alle Jahrhunderte unzählige Christen inspiriert hat, in der Nachahmung Mariens Christus nachzufolgen: die Christgläubigen »richten ihre Augen auf Maria, die der ganzen Gemeinschaft der Auserwählten als Urbild der Tugenden voranleuchtet ... Die Kirche aber wird ihrem erhabenen Typus ähnlicher durch dauerndes Wachstum in Glaube, Hoffnung und Liebe und durch das Suchen und Befolgen des Willens Gottes in allem« (LG 65). Als unmittelbares Echo auf das Konzil entstand in weiteren Kreisen eine Strömung, die Maria vor allem als »große Glaubende«, als »Mutter der Glaubenden« sah und in unserer schwierigen Zeit als das Vorbild des um seinen Glauben ringenden Christen in einer säkularisierten und pluralistischen Gesellschaft. Das war sicherlich Ausdruck einer wiedergefundenen Nähe zur Gottesmutter.

Für Pater Kentenich war Maria gerade unter diesem Gesichtspunkt die »am meisten christusgestaltete menschliche Person«, weil sie das Wagnis des Glaubens auf sich genommen und ein Leben lang durchgehalten hat. Das hat er oft am Ereignis der Verkündigungstunde aufgezeigt. Das Fiat Mariens lässt ihre Grundhaltung erkennen: das demütige Sich-Beugen des Geschöpfes vor seinem Schöpfer und gleichzeitig die freie Entscheidung des Menschen zum Mitwirken mit Gottes Plan. Dabei kam es Pater Kentenich zunächst vor allem darauf an, die Achtung Gottes vor der menschlichen Freiheit herauszustellen – der Engel hat nicht einfach einen Auftrag Gottes zu übermitteln, sondern einen Antrag zu stellen. Nur so wird das freie Ja Mariens im Glauben erst in seinen wahren Konturen ansichtig.

Die *feministische Theologie* hat ihre kritische Anfrage an dieses oft bemühte »Fiat«: über Jahrhunderte hat die Berufung auf die demütige Unterordnung Mariens vor allem dazu gedient, als Vorbild für die Unterwerfung der Frau in der patriarchalischen Gesellschaft zu stehen. In der Perspektive Pater Kentenichs wird darin eine ganz andere Wertordnung sichtbar. Es geht im Fiat Mariens um die demütige Anerkennung des Geschöpfes – ob Mann oder Frau –, dass Gott der Schöpfer und Herr ist. Seine Anfrage richtet sich an das menschliche Geschöpf, das er selbst mit der einzigartigen Würde der Freiheit beschenkt hat. Er bittet daher um seine freie Zustimmung. Dass es eine Frau ist, an die in diesem Fall der Antrag ergeht, ist trotzdem aussagekräftig: ist es doch tief in der fraulichen Natur verwurzelt, sich frei und ganz verschenken zu können. Maria ist insofern Vorbild für die Frau, aber nicht als »ancilla viri«, wie Pater Kentenich immer wieder sagt, als Magd des Mannes, sondern als »ancilla Domini«, als Magd des Herrn. Pater Kentenich ging es gerade darum, der Frau zu einem eigenen Selbstbewusstsein zu verhelfen in der Nachahmung Mariens. Und den Mann forderte er auf, im Blick auf Maria das frauliche Element seiner Veranlagung zu entfalten, sodass er die Versuchung zum patriarchalischen Herrschen überwinden kann. Hier wird nach Jahrhunderten einer alles beeinflussenden männlichen Vorherrschaft Marienverehrung als Weg zu einer tatsächlich gelebten Gleichberechtigung der Geschlechter sichtbar.

Aber es gibt noch eine grundsätzlichere Fragestellung, die im ökumenischen Gespräch nach wie vor höchst aktuell ist. Es ist die *reformatorische Position* des »sola gratia« im Gegenüber von Gott und Mensch: nur Gottes Gnade, sie allein »bewirkt« Heil, eine menschliche Mitwirkung kann es nicht geben. Hier steht Maria nach katholischer Auffassung als höchster Exponent des durch Gottes Gnade zu eben solcher Mitwirkung befähigten Menschen vor uns. Auf diesen grundlegenden Aspekt kam es Pater Kentenich besonders an: das demütige »Er hat herabgesehen auf die Niedrigkeit seiner Magd« ist die Anerkennung des geschöpflichen Kleinseins. Gleichzeitig singt diese kleine Magd in der unverdienten Begnadung aber auch: »Großes hat an mir getan der Mächtige – von nun an preisen mich selig alle Geschlechter«. Für Pater Kentenich ist Maria das Bild des gnadenhaft erhöhten Geschöpfes, das Gott zur Mitwirkung an seinem Heilswerk beruft und befähigt. Das ist der letzte Grund, weshalb Maria Vorbild für Menschsein und Christsein ist.

Hier wurzelt auch die andere Dimension der Marienverehrung: die *Anrufung Mariens als Fürbitterin und Helferin*. Dabei geht es um die auch heute und durch



die Geschichte fortdauernde Wirksamkeit Mariens in der Kirche. Auch diesen Aspekt hat das Konzil deutlich formuliert. Sein Ansatz und seine Leitlinie sind sehr einfach: indem Maria als Mutter des Erlösers ihm dienend zur Seite stand, »hat sie beim Werk des Erlösers in durchaus einzigartiger Weise ... mitgewirkt zur Wiederherstellung des übernatürlichen Lebens der Seelen. Deshalb ist sie uns in der Ordnung der Gnade Mutter. Die Mutterschaft Marias in der Gnadenökonomie dauert unaufhörlich fort ... bis zur ewigen Vollendung aller Ausgewählten. In den Himmel aufgenommen, hat sie diesen heilbringenden Auftrag nicht aufgegeben, sondern fährt durch ihre vielfältige Fürbitte fort, uns die Gaben des ewigen Heiles zu erwirken« (LG 61 und 62).

Das ist der einfache Kern der vielfältigen Titel, unter denen Maria seit Jahrhunderten in der Kirche angerufen wird. Das Konzil nennt die wichtigsten: Fürsprecherin, Helferin, Beistand, Mittlerin. »Eine solche untergeordnete Aufgabe Mariens zu benennen, zögert die Kirche nicht, sie erfährt sie auch ständig und legt sie den Gläubigen ans Herz, damit sie unter diesem mütterlichen Schutz dem Mittler und Erlöser inniger anhängen« (LG 62). Was hier als »heilbringender Auftrag« und als »Aufgabe« Mariens benannt wird, ist die theologische Deutung der gläubigen Erfahrung.

In diesem Strom »gläubiger Erfahrung« von Mariens mütterlichem Wirken lebt auch Schönstatt. In allen Mitgliedern lebt die Überzeugung: alle Fruchtbarkeit im persönlichen wie im gemeinschaftlichen Leben geht aus von der bewusst gepflegten Bindung an Maria. Diese Bindung hat in Schönstatt die Form der Weihe an Maria, wie sie ebenfalls in der Kirche seit Jahrhunderten gelebt wird. Leben aus der Weihe bedeutet, sich ganz dem mütterlichen Erzieherwirken Mariens zu öffnen, von dem das Konzil spricht: »Maria wirkt bei der Geburt und der Erziehung der Gläubigen in mütterlicher Liebe mit« (LG 63). Aus vielfältiger Beobachtung des Lebens ist in der Kirche das Wort entstanden: »Per Mariam ad Jesum«, durch die Bindung an Maria reift man zu einer tiefen Bindung an Christus. Pater Kentenich sagt dafür: die christusgestaltete Frau ist auch die christusgestaltende Frau.

Wenn man versuchen wollte, die vielfältige Erfahrung Schönstatts auf einige Grundlinien zu straffen, so treten drei Aspekte deutlich hervor. Da ist einmal die Beobachtung, dass personale Bindung an Maria eine *einzigartige Kraft* entfaltet, *die Seele für Gott zu öffnen* und sich der Führung des Heiligen Geistes

anzuvertrauen. Was der Papst von der »Pädagogik der Heiligkeit« schreibt (NMI 30), trifft diese Wurzel schönstättischen Lebens: seit den Anfangszeiten der Bewegung sind in diesem marianischen Lebensaufbruch Menschen gewachsen, die sich auf die Höhen heiligmäßigen Lebens führen ließen. Ein Zeichen dafür sind die angelaufenen Heiligsprechungsprozesse mehrerer Männer und Frauen aus der Schönstattbewegung in verschiedenen Teilen der Welt.

Eine zweite Grundlinie wird sichtbar im Blick auf die *gemeinschaftsbildende Kraft der Marienverehrung*. Die mütterliche Frau hat offensichtlich eine besondere Gabe und Aufgabe von Gott erhalten, Herzen zu verbinden. Sie, die in einzigartiger Weise durch ihre Begnadung herausgehoben erscheint, ist gleichzeitig in die Gemeinschaft des Glaubens und der Kirche hineingestellt. Wenn der Papst in bewegenden Worten dazu einlädt, »die Kirche zum Haus und zur Schule der Gemeinschaft«, zu machen und eine »Spiritualität der Gemeinschaft zu fördern« (NMI 43), so kann sich Schönstatt aus Überzeugung mit seinem marianischen Weg dabei einbringen.

Und schließlich soll noch eine letzte Erfahrung genannt werden: liebende Bindung an Maria lässt die *Welt des Glaubens* sich *bis in seelische Tiefen verwurzeln* und so in einer säkularisierten Zeit und Umwelt widerstandsfähig werden.

Solche Erfahrungen stehen hinter der gläubigen Ahnung und Überzeugung, dass Maria für den Weg der Kirche und der Christen in der Zukunft eine große Bedeutung haben wird. Dafür möchte Schönstatt mit seinem marianischen Charisma ein Angebot sein. Was Pater Kentenich wenige Wochen vor seinem Tod seiner eigenen Bewegung zugerufen hat, könnte auch ein wegweisendes Wort für die Kirche werden: Mit Maria in die neueste Zeit.

## **Maria – unsere Zuflucht**

### ***Ausgewählte Anrufungen aus der Lauretanischen Litanei\****

Barbara Albrecht

Unser Thema dürfte vielen katholischen Christen in mitteleuropäischen Breiten hoffnungslos altmodisch, traditionalistisch, fundamentalistisch ... vorkommen, also als etwas, das in den katholischen Antiquitätenladen gehört. Aber manchmal findet man ja genau dort, was man schon lange ersehnt und sucht, weil man es eben doch dringend bräuchte: heute.

Ob dazu auch unser meditatives Thema gehört, muss sich zeigen. Doch sollen zunächst einige Vorfragen wenigstens skizzenhaft beantwortet, es sollen gleichsam »Vorräume« aufgeschlüsselt werden.

### **Vorfragen**

#### *Was ist eine Litanei?*

Es handelt sich zunächst ganz allgemein um eine uralte, schon vorchristlich und bis heute auch außerchristlich bekannte Gebetsform, bei der ein Vorbeter etwa bei einer Wallfahrt, bei religiösen Festen, in Notzeiten ... für eine ganze Weile dringende Anliegen der Menschen vor Gott (oder bestimmten Göttern) ausruft oder wie z.B. in Ps 136 zum Dank für Gottes große Taten in Schöpfung und Geschichte aufruft, und das Volk antwortet in immer gleicher Weise.

Die Gebetsform der Litanei ist im Grunde heute, da sich ein intensiver Dialog zwischen den Weltreligionen durch persönliche und Internet-Kontakte zu entfalten beginnt, von überraschender Aktualität. Denn litaneiartiges Beten (etwa um den Frieden in der Welt) könnte – weil überall zumindest der Form und der Grundintention nach bekannt – die Weltreligionen wahrscheinlich ehrlicher und tiefer miteinander verbinden als alle theologischen Dispute.

\* Gekürzte Fassung eines Vortrags vor dem Medjugorje-Kreis Münster am 25. Februar 2001 in Freckenhorst.

Die Gläubigen antworten in Litaneien mit einem gleichbleibenden oder nur gering variierten Ruf. Bei den Christen in Ost und West lautet dieser Ruf in der Regel: Kyrie eleison! Erbarme dich unser, o Herr! Erhöre uns, o Herr! oder ähnlich. Christliche Litaneien, Wechselgebete solcher Art sind gerichtet an Gott den Vater, an Christus, an alle Heiligen, auch und insbesondere an Maria, und zwar meistens mit dem Flehruf: »Bitte für uns!«

#### *Was ist unter der »Lauretanischen Litanei« zu verstehen?*

Diese Marienlitanei hat sich seit dem 12. Jahrhundert aus der erheblich älteren Allerheiligenlitanei entwickelt. Der dortigen einzigen Anrufung »Sancta Maria, ora pro nobis!« wurden im Laufe der Zeit andere Marientitel hinzugefügt, z.B. »Sancta Dei Genitrix«, »Sancta virgo virginum« und viele mehr. So entstanden wie neue Triebe eigene regionale Marienlitaneien. Die bekannteste unter ihnen und die, die im 16. Jahrhundert als einzige päpstlicherseits für den Gebrauch in der Gesamtkirche erlaubt wurde, ist die »Lauretanische Litanei« von Loreto, einem der bekanntesten Marienwallfahrtsorte Norditaliens. Weil Loreto über die Jahrhunderte hin von Pilgern aus ganz Europa besucht wurde, hat sich von dort aus gerade diese Litanei in Europa und der ganzen Welt ausgebreitet. Und sie wächst bis heute.

Papst Benedikt XV. z.B. hat in der größten Not des Ersten Weltkrieges 1917 offiziell den Flehruf einfügen lassen: »Königin des Friedens, bitte für uns!« Nach der Dogmatisierung der Aufnahme Mariens mit Leib und Seele in den Himmel 1950 durch Papst Pius XII. wurde eine entsprechende Bitte an die Assumpta in die Lauretanische Litanei eingefügt. Durch Papst Paul VI. kam nach dem Konzil die Anrufung »Maria, Mutter der Kirche, bitte für uns!« hinzu. Papst Johannes Paul II. schließlich fügte die Anrufung »Königin der Familie« ein. In unserer familienfeindlichen Zeit und Umwelt stehen dahinter ganze »Berge« von konkreten Anliegen, die der Papst zu seiner und unserer Mutter hinschleppt, damit sie sich darum kümmere – wie einst in Kana, so jetzt im Himmel bei Jesus Christus, Gottes und ihrem Sohn.

Die letzte Vorfrage ist theologischer Art. Sie betrifft das Fundament der ganzen Litanei und aller Gebetsrufe zu Maria und den Heiligen überhaupt.

Wie kann Maria unsere Zuflucht sein, wenn doch Jesus Christus und letztlich Gott unser Vater im Heiligen Geist unsere Zuflucht sind und alle Gnade, alles Erbarmen dem Abgrund der barmherzigen dreifaltigen Liebe entspringt?

In einem Land wie dem unsrigen, das so stark vom Protest des »allein« (allein der Glaube, allein die Gnade, allein die Schrift!) gegen das »katholische 'und' und 'mit'« geprägt ist, lässt sich diese Frage nicht umgehen. Sie ist besonders brisant, seitdem höchste Repräsentanten des Lutherischen Weltbundes und der Katholischen Kirche 1999 in Augsburg nach jahrzehntelanger Vorarbeit die Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre unterzeichnet haben, in der es ja genau um diese Thematik geht.

Natürlich kann sich jeder katholische Christ unmittelbar an Gott und/oder an Jesus Christus wenden, und zwar mit allen seinen Anliegen. Jesus – eins mit dem Vater – hat ja selbst die Apostel und über sie uns alle gelehrt, Gott als unseren Vater anzurufen und all unsere Not zu ihm zu schleppen: unseren natürlichen und übernatürlichen Hunger, unser Versagen, unsere Versuchbarkeit, unsere Anfechtungen, Ängste, Bedrängnisse im Kampf mit den Mächten und Gewalten des Bösen. Wache, sensible Christen wissen heute wahrscheinlich mehr um diese Mächte und »Geheimen Verführer« als die, die in geistig weniger verwirrten Zeiten gelebt haben.

Doch wenn wir ins Neue Testament hineinschauen, z.B. ins 2. Kapitel des Johannes-Evangeliums, dann heißt es darin im Zusammenhang mit dem Abschnitt über die Hochzeit zu Kana ganz schlicht und einfach und selbstverständlich: »Die Mutter Jesu war dabei« – bei Jesus und bei den Menschen. Jesus hat sie mitgenommen. Er bejaht dieses Dabeisein der Mutter – wie wir glauben damals und bis heute. Und sie ist nicht nur bei denen im Vordergrund, um die sich alle drängeln, sondern bei den Menschen im Hintergrund, den »Dienern«. »Die Mutter Jesu war dabei« – das erweist sich für die Damaligen (wie für uns) als Glücksfall, als reines Geschenk. Die Mutter Jesu mit ihren wachen Augen, ihrem wachen Herzen, die mit ihren Gedanken wie damals so heute nicht »irgendwo«, sondern bei den konkreten Menschen ist und deren konkrete Situation sofort erkennt – sie eilt voller Vertrauen zu Jesus, trägt ihm die Notlage vor, lässt sich sogar zunächst von ihm abweisen und geht dann doch in der Nichtsicht ihres durchgehaltenen Glaubens zurück zu denen im Hintergrund und rät den Dienern und mit ihnen uns allen: »Was er euch sagt, das tut!«

Die Mutter ist und wird »dabei« sein, wann immer wir zu ihr eilen, ihr unsere Not aufdecken, sagen, klagen. Denn Jesus will nicht alles allein tun. Er nimmt wie sein Vater und unser Vater, wie Gott selbst Menschen als Mitarbeiter in Dienst, und Maria, die »Magd des Herrn«, als allererste. Die Menschwerdung des ewigen Sohnes Gottes, das Geheimnis der Inkarnation ist in seiner Abgründigkeit nur

wahrhaft ernst genommen, wenn wir hier bereits das gottgewollte »und« und »mit« entdecken. Es wird in Kana erneut konkret. Jesus entfaltet es in etlichen Gleichnissen, und es kommt im Blick auf Maria im Kreuzesgeschehen für alle Zeiten auf seinen testamentarischen Höhepunkt: Jesus schenkt uns über Johannes seine Mutter ausdrücklich als unsere Mutter, als Mutter der Kirche. Die Aufnahme Mariens in den Himmel (in der Einheit ihrer beiden Mutterschaften) begründet, wie wir glauben, die ewige Fortführung ihres Einsatzes für ihn und uns. Denn »Himmel« bedeutet ja wie für Maria so für alle uns im Glauben Vorangegangenen, ja für die ganze Gemeinschaft der Heiligen ewiges Leben (nicht ewigen Schlaf!) in der Gemeinschaft des lebendigen Gottes und seines auferstandenen Sohnes. Und wie der Vater bis zur Stunde wirkt, so auch der Sohn (vgl. Joh 5,17) und in ihm, durch ihn und mit ihm alle schon Vollendeten, an ihrer Spitze Maria. Ihr Wirken ist universal, entgrenzt nach Raum und Zeit, ein Wirken in Liebe. Denn die Liebe »bleibt« (1 Kor 13,13), und zwar in der Einheit von Gottes- und Nächstenliebe. Das gilt nicht nur im Himmel und vom Himmel her, sondern auch von der Erde zum Himmel hin. Was immer in Wahrheit die Liebe betrifft, »bleibt«. Vertrauen zu Maria, unserer uns von Jesus, dem Gekreuzigten, geschenkten, in den Himmel aufgenommenen Mutter, die auf ewig »dabei« ist, um mit ihrem Sohn »bis zur Stunde« und bis zur Vollendung der Zeiten für uns zu wirken – ein solches Vertrauen unsererseits ist ein Akt der Liebe und die Voraussetzung dafür, dass diese Mutter heute und immer unsere »Zuflucht« ist und bleibt: in jeder Not, in der wir sie um Hilfe, um ihre Fürsprache bei ihrem Sohn, um guten Rat, um Trost bitten – wie damals so heute.

Doch noch etwas ist zu bedenken. Von Jesus heißt es, dass er in seiner Vaterstadt Nazareth, also zu Hause, bei den ihm vertrauten, nahe stehenden Leuten, keine Wunder tun konnte, weil sie ihm nicht glaubten (vgl. Mk 6,1ff.), nicht vertrauten, ihn nicht anriefen und um Hilfe baten – wie die Scharen von Notleidenden von überall her und wie immer wieder einzelne Fremde, z.B. die syrophönizische Frau (Mk 7,24ff.) und der römische Hauptmann (Mt 8,5ff.). Auch Maria, die Mutter Jesu, kann nicht helfen, wenn sie nicht angerufen, nicht um Hilfe gebeten wird. Adrienne von Speyr, die Baseler Ärztin, Konvertitin und Mystikerin, die H. U. von Balthasar bis zu ihrem Tod 1967 geistlich begleitet hat, hat dafür einmal ein bewegendes Bild gebraucht: Wie es einer Mutter weh tut, wenn die Milch in ihren Brüsten von ihrem Kind nicht angenommen, nicht getrunken wird, so tut es Maria – »voll der Gnade« – weh, wenn sie von den Menschen

nicht angerufen, nicht als Mutter und Helferin »gebraucht« wird. Allerdings kann es auch im Blick auf Maria so sein wie bei Jesus – und es *ist* so – dass manche, die geistig, geistlich von weit her kommen, die Mutter neu entdecken und sie mit einer Glut und Inbrunst ohnegleichen nicht nur für sich selbst, sondern in den Nöten der Welt und unserer Kirche anrufen. Diesen Beterinnen und Betern sollten wir uns zugesellen.

### Ausgewählte Anrufungen der Lauretanischen Litanei in geistlicher Betrachtung

Ein Thema wie das unsrige ist von besonderer Art. Es fordert keinen diskutablen theologischen Vortrag, sondern etwas von leiserer Art: vielleicht für den einen oder anderen eine kleine Anregung für das eigene Hin- und Herbewegen der einen oder anderen Anrufung im eigenen Herzen. Indem wir solches versuchen, vereinigen wir uns von vornherein mit Maria selbst, von der es bekanntlich bei Lukas mehrfach heißt: Sie »bewahrte alles, was geschehen war, in ihrem Herzen und dachte darüber nach« (Lk 2,19; 51).

Die Litanei beginnt ganz schlicht mit der Anrufung aus der Allerheiligen-Litanei: »*Heilige Maria, bitte für uns.*« Während dort dann anschließend die hl. Engel in den Blick kommen, entfaltet sich hier alles Weitere eigenständig aus jener nächsten Anrufung, an der wirklich alles hängt, von der wahrhaft alles abhängt: »*Mutter Gottes, bitte für uns!*« Die theologiegeschichtlich dramatisch verlaufene Auseinandersetzung mit dem anderen Marientitel »Mutter Christi« sei hier nur angedeutet. Die Konzilsväter stellten 431 in Ephesus klar: Weil Maria den in ihr Mensch gewordenen Sohn Gottes geboren hat, darf sie mit Fug und Recht als »Gottesgebärerin«, als »Mutter Gottes« bezeichnet und verehrt werden. Da jubelten die Gläubigen unbeschreiblich, so wird berichtet. Das Volk war damals nämlich intensiv an den fundamentalen Auseinandersetzungen um die zentralen Glaubensgeheimnisse interessiert.

Nicht nur sind die folgenden zwölf Mutter-Anrufungen in der Litanei alle innerlich mit dieser von der »Mutter Gottes« verknüpft (s. W. Dürig, in: Marienlexikon Bd. 4, Art. »Lauretanische Litanei«), sondern das gesamte Vertrauen, das den Ruf »Bitte für uns« allererst begründet und auf die Erfüllung des jeweiligen Anliegens hoffen lässt, hängt daran, dass Maria jenen Menschen geboren hat, der von

Ewigkeit her in Wahrheit Gottes ewiger Sohn ist und bleibt. Er ruht nicht nur als Mensch gewordener Gottessohn am Herzen Mariens (wie es die Ikonen der östlichen Christenheit so einzigartig zum Ausdruck bringen). Er ruht geheimnisvoll immer zugleich »am Herzen des Vaters« (Joh 1,18).

Dieser Zusammenhang von Himmel und Erde, Ewigkeit und Zeit, Gott und Mensch ist entscheidend. Und dies nicht nur für Jesus Christus, sondern auch für Maria. Es ist faszinierend, wie in diesem Licht einige Aussagen Jesu im Johannesevangelium aufleuchten, z.B. in der Bildrede vom Weinstock (Joh 15). Jesus sagt (15,5): »Wer in mir bleibt« (das trifft zuerst auf Maria zu, die sich innerlich nie von Jesus getrennt hat, auch wenn sie ihn – wie den Zwölfjährigen – mitunter nicht verstand), »und in wem ich bleibe« (weil Jesus ja nicht nur Sohn Gottes, sondern in Ewigkeit Sohn Mariens ist und bleibt), »der bringt reiche Frucht«. (Siehe Maria, und zwar über die Zeiten hin nicht nur an ihren Erscheinungsstätten und in ihren Heiligtümern, sondern in zahllosen Menschen, für die sie Mutter und Erzieherin geworden ist, vgl. Lumen Gentium Nr. 63).

Doch entscheidend ist das, was Jesus anschließend sagt: »Getrennt von mir könnt ihr nichts tun« – das gilt wiederum zuallererst und bis in Ewigkeit für Maria selbst! Genau daraus aber folgt (Joh 15,7): »Wenn meine Worte in euch bleiben« (wie in Maria, s. Lk 2,19), »dann bittet, um was ihr wollt: ihr werdet es erhalten.«

Auf diesem Zusammenhang beruht die Fürbittmacht derer, die wir in der Litanei anrufen als »Jungfrau, mächtig zu helfen.« Doch wie passt das zusammen: Jungfrau sein und Macht (allerdings von vornherein Macht, um zu helfen, also Macht nicht für sich selbst, sondern für die anderen, für alle Armen, die Hilfe brauchen)?

Wenn wir Maria als »Jungfrau, mächtig zu helfen« (und so als »unsere Zuflucht«) anrufen, müssen wir den konkreten Hintergrund mit einbeziehen. *Zuflucht* hat zunächst mit Flucht und fliehen zu tun. Menschen in Not fliehen (viele Ältere haben es in Kriegs- und Nachkriegszeit selbst erlitten); und Abend für Abend erfahren wir durch die Medien: Menschen fliehen nicht nur *vor* und *aus* meist unverschuldeten Notsituationen, die Angst auslösen, in Verzweiflung treiben: Krieg, Hunger, Naturkatastrophen, verbunden mit dem Verlust der Heimat, des selbst Erarbeiteten ... Sie fliehen – wie einst Joseph mit dem Kind und seiner Mutter (Mt 2,13ff.) – vor jemandem, vor Bedrängern jedweder Art, vor Unterdrückern, Verführern zur Sünde, vor »Frevlern«, wie es in den Psalmen immer wieder heißt, vor Schurken mit Mordplänen gegen kleine Kinder



(Schurken wie Herodes); ja letztlich fliehen Menschen vor den Mächten und Gewalten der Finsternis (vgl. Eph 6,12), die immer wieder die Atmosphäre unter Menschen und Völkern und bis in die Kirche hinein vergiften.

Unsere Anrufung zeigt im Rahmen unseres Themas jedoch noch mehr. Es geht nicht nur um Flucht aus oder vor etwas oder jemandem, sondern um Flucht *zu* jemandem hin, um *Zuflucht*. Maria ist nicht nur mächtig zu helfen, weil sie weiß, was Flucht ist, sondern weil sie und Joseph um des Kindes willen auch wissen, was es heißt, Zuflucht suchen zu müssen, zu den Armen und Schwachen zu gehören, die nicht wissen wohin, die also einen Zufluchtsort nötig haben. So ein Wissen ist nicht von selbst da; es gelingt nicht automatisch, es fordert vielmehr das bewusste, demütige, durchgehaltene Ja zur eigenen Schwäche. Marias Zuflucht (allein um sie geht es uns hier, aber für den hl. Joseph gilt das Gleiche!) – Marias Zuflucht ist der Herr, er allein! Gott ist ihr »Zuflucht und Stärke« (Ps 46,2; vgl. Ps 11,1; 25,20; 59,17; Jes 25,4).

Hier nun kommen ganz eigenartige, unausschöpfbare Zusammenhänge zum Vorschein, die grundsätzlich zur Dialektik des Christlichen gehören und deshalb auch in der Lauretanischen Litanei im Blick auf Maria durchschimmern:

Die »Jungfrau, mächtig zu helfen«, hat diese Macht nicht aus sich selbst, sondern rein aus Gnade. »Durch die Gnade Gottes bin ich, was ich bin« (1 Kor 15,10): nämlich »voll der Gnade« und darum »mächtig zu helfen«. Daraus folgt Marias Wissen: »Alles vermag ich durch ihn, der mir Kraft gibt« – so hat es Paulus einmal formuliert (Phil 4,13). Getrennt von Gott, ihrer Zuflucht, kann Maria einfach nichts tun, wäre sie nie selbst so unzählig vieler Menschen Zuflucht. So weiß sie es denn aus Erfahrung von Anfang an, was Paulus später erst mühsam hat lernen müssen: »Wenn ich schwach bin, dann bin ich stark« (2 Kor 12,10). Ihm hat der Herr es noch eigens sagen müssen, was Maria von der Verkündigungsstunde an wusste und was sie über die Zeiten hin bis in Ewigkeit zur »mächtigen Jungfrau« gemacht hat, zu *unserer* Zuflucht und Helferin: »Lass dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig« (2 Kor 12,9). Genau das ist es, was Maria so mächtig macht: ihre bejahte Schwachheit und darum ihre Offenheit für Gnade. Maria hat sich als Magd des Herrn und Mutter Jesu für ihn auf Erden abgemüht und ihm gedient, und sie dient ihm und nach seinem Willen uns Menschen auch jetzt zur Stunde als in den Himmel Aufgenommene – doch nicht sie, sondern die Gnade Gottes mit ihr (vgl. 1 Kor 15,10). Gottes gnädiges Wirken ist an ihr nicht ohne Wirkung geblieben (ebd.). »Ich habe mich abgemüht, doch nicht ich, sondern die Gnade Gottes mit mir« – so schreibt es

Paulus wörtlich den Korinthern. Das ist Rechtfertigungslehre pur, in Praxis übersetzt, bezeugt von Maria, von Paulus und allen Heiligen bis heute. Gelebtes Zusammen, das »katholische 'und' und 'mit'«. Maria hat als niedrige Magd, die von Ihm erhöht wurde, vorgelebt, was geistlich mit diesem umstrittenen Thema gemeint ist.

Dieses Wissen um die Quellen ihrer Kraft und Macht, den Menschen aller Zeiten Zuflucht zu sein und Helferin, das Wissen um das so eigenartig umgekehrte Verhältnis von Schwachheit und Stärke macht Maria zum »Sitz der Weisheit«. In einer Zeit wie der unsrigen, in der die Schwachen und Armen überall durch Mächtige und Leistungsstarke beiseite gedrängt werden, nicht mitkommen, zu verzweifeln drohen ..., zeigt Maria uns eine umgekehrte Ordnung, einen neuen Weg voller Hoffnung für den, der sich ihrer Führung anheimgibt und gewillt ist, von Maria als »Sitz der Weisheit« zu lernen: »Wenn ich schwach bin, dann bin ich stark!« Diese Wahrheit ist konkret! Sie lässt sich wie in einer Kurzformel zusammenfassen: »Ja, Vater!« Dieses »Ja« zu buchstabieren in persönlichen Situationen von Schwäche der Seele, des Leibes, des Glaubens, der Hoffnung ... es ist unendlich schwer! Darum: »*Maria, du Sitz der Weisheit, bitte für uns!*«

Als unsere Zuflucht und Helferin erweist sie sich natürlich besonders deutlich in jenen Anrufungen, in denen wir Beter unmittelbar das Elend der Kranken, der Sünder, der Betrübten und der Christen zu ihr hinschleppen.

»*Du Hilfe der Christen, bitte für uns!*« Der Christen? Ja, der Christen! Da ist zuerst das Elend der verfolgten Christen, das diese selbst über die Zeiten hin, heute vielleicht am dringendsten im Sudan, zu Maria als ihrer Hilfe hinschleppen. Daran beteiligen sich aber für sie auch Beterinnen und Beter aus aller Welt, vor allem in unseren kontemplativen Klöstern. Sie empfehlen die Verfolgten der »Hilfe der Christen«: dass sie, die »Jungfrau, mächtig zu helfen«, die »getreue Jungfrau« durch ihre Fürsprache bei ihrem Sohn bewirke, dass diese geprüften, leidenden Glieder der Kirche in ihrem Glauben standhalten, dass sie Christus die Treue halten, dass sie Trost empfangen und Hilfe.

Aber es sind auch andere Christen, die wir zu Maria, unserer Zuflucht und Hilfe, hinschleppen: die so uneinigen, sich streitenden, getrennten christlichen Brüder und Schwestern; dann die lau gewordenen, die »weder heiß noch kalt sind« (Offb 3,15); sodann die, die sich auf den kirchlichen Super- »Märkten der tausend Möglichkeiten« ihren Glaubenscocktail selber mixen mit Inhalten, die ihnen

plausibel erscheinen, die ihnen schmecken. Ob das immer das Beste für solche Christen ist, darf bezweifelt werden.

»Du Zuflucht der Sünder« – ist Maria das noch? Es gibt angeblich kaum noch Sünder. Vielleicht hat diese Anrufung heute eine der vergessenen Wahrheiten zum Inhalt. Denn was »Sünde« ist, wissen die nicht, die ohne ihre Schuld in Religionsunterricht und Predigt weithin seit Jahren nichts mehr davon hören.

»Sünde« – ein Thema für das Fernsehen und für Fitness-Studios, in denen man das Schlank-werden trainiert – gegen die »süßen Versuchungen« und entsprechende »Sünden«. »Du Zuflucht der Sünder, bitte für uns« – Wer in der Westeuropäischen und Nordamerikanischen Kirche steht noch ehrlich hinter dieser Bitte? Anders dürfte es in Mittel- und Osteuropa aussehen, nachdem der 70 Jahre währende kommunistische Ausrottungsversuch an den Christen bei denen, die standgehalten, die überlebt und bei denen, die eine vom Heiligen Geist bewirkte tiefe Bekehrung hinter sich haben, eine große Sensibilität für Sünde zur Folge hat. Weil der Heilige Geist dort bei vielen Menschen das Urgestein des Evangeliums wieder freigeweht hat, sind die Fragen nach der Wahrheit, nach christlich-echter Liebe, nach Sünde und Vergebung ... in die Mitte der inneren Wende gerückt.

»Du Heil der Kranken« – Wer selbst krank ist oder als gläubiger Christ mit Kranken, Alten und Behinderten, mit Pflegebedürftigen aller Art zu tun hat, wendet sich oft an Maria als »Heil der Kranken«. Wer sie anruft als »Heil«, ruft nicht ohne weiteres und schon gar nicht zuerst nach »Heilung«, sondern vielmehr danach, dass ihm sein Elend oder das der ihm Anbefohlenen mit Hilfe Marias zum Heil werde: dass er es nicht als sinnlos zurückweise, sich dagegen aufbäume, sondern dass er es im Lichte dessen zu sehen lerne, der der »Heiland« der Welt ist, Jesus – unser Heil. Diesen unerhört schweren Lernprozess des Annehmens bezeugen z.B. die Karawanen von Kranken, die sich in Lourdes hinschleppen zur Mutter oder – wie meistens – hingefahren werden, ihre große stille Hoffnung mitbringen und gesegnet, doch nur in seltenen Fällen geheilt werden. Und dennoch: sie erfahren Maria immer als Heil, als Trösterin, als die, die ihr Herz und ihre Leiden mit denen der anderen Leidenden aus aller Welt verbindet und einen jeden in den großen Heilszusammenhang derer holt, die Jesus an der Front des Evangeliums braucht: für die, die an ihren Leiden zu zerbrechen drohen ...

Die Zahl der Zufluchtsuchenden in aller Welt wächst und wächst. Das Vertrauen auf Maria als Fürsprecherin bei ihrem Sohn und eben so als »Hilfe der Christen« ist immer neu bewegend groß, und zwar auch unter solchen, die scheinbar ganz am Rande leben. Das zeigt sich in den »geheimen Hauptstädten der Welt« (Johannes Paul II.), in Marienwallfahrtsorten wie Lourdes ..., in Tschenstochau mit Maria, der Königin des polnischen Volkes, das in seiner Geschichte so viel gelitten hat, in Guadalupe/Mexiko bei den Indios, den Armen Lateinamerikas, die sich in kindlichem Vertrauen zu ihrer Lieben Frau auf den Weg machen. Doch dies Vertrauen ist immer zugleich Vertrauen in die Hilfe der »Trösterin der Betrübten«. Es zeigt sich auch bei uns in steigendem Maß z.B. in Kevelaer, in Altötting, in Telgte ... Es gibt dort selbst aus jüngster Zeit Motivtafeln: »Maria hat geholfen!« Sie heilt immer wieder auch innere Wunden. Sie liebt die am meisten, die sie am meisten brauchen – die tausend- und abertausendfach Betrübten.

»Trösten kann nur, wer selbst schon gelitten hat und vom Leiden anderer betroffen ist«<sup>1</sup> – wie Maria. »Ein Schwert wird deine Seele durchdringen«, so hatte gleich zu Beginn der greise Simeon der Mutter Jesu prophezeit. Nichts an Leid ist ihr erspart geblieben – bis hin zum Kreuz ihres Sohnes, zum Miterleiden seines Sterbens ... Und dann legte man ihr den toten Sohn in ihren Schoß, bevor man ihn ins Grab legte ... Maria weiß, was Trauer ist, was Tränen sind. Und deshalb kommen über die Zeiten hin insbesondere die Mütter zu ihr und erfahren durch sie, die Trösterin der Betrübten, Trost.

Doch mit der Erfahrung von Trost, von Hilfe im mitternächtlichen Glaubens- und Hoffnungsdunkel ist nicht selten ein geheimnisvolles, verheißungsvolles Leuchten verbunden, das behutsam-barmherzig die persönliche oder gemeinschaftliche Not von schmerzvoll langen Nächten erhellt. Es ist das immer stärker werdende tröstliche Leuchten der Jungfrau und Mutter, ihre Nähe zum Menschen, zu jedem Menschen, besonders zu denen, die in ihrer Hoffnung müde geworden sind. Nach dieser Mutter sehnen wir uns, wenn wir sie anrufen als die, die uns den Aufgang der »Sonne« Christus ankündigt: »*Maria, du Morgenstern, bitte für uns!*« Und weil der Morgenstern auch als Abendstern am Himmel leuchtet, dürfen wir Maria gewiss auch so anrufen vor Beginn der Nacht ...

---

<sup>1</sup> Theo Mechtenberg: Voll der Gnade. Betrachtungen über Maria. Styria, Graz 1980, 103.

Aus den zahlreichen Anrufungen Marias als Königin sei hier nur eine betrachtet, in der sich allerdings mehrere andere bündeln: »Königin der Familie, bitte für uns!« Natürlich ist es heute nicht so leicht wie früher, auch in weltlichen Demokratien ein inneres Verhältnis zu einer »Königin« zu finden, obgleich »Schönheitsköniginnen« und ähnliche modische Kreaturen immer neu in den Wünschen und Träumen der Leute existieren.

Eine Königin ist aller Ehre wert, wenn sie denn nicht nur äußeren, sondern vor allem inneren Adel erkennen lässt. Was damit gemeint ist, zeigt uns Maria in den Facetten vieler Anrufungen der Lauretanischen Litanei. Als »Königin der Familie« ist sie zugleich die »Mutter der schönen Liebe«. Als solche erinnert sie uns an die Bewahrung von Reinheit, an das, was Treue ist und Güte: »Mutter, du Reine, du Keusche, du getreue Jungfrau, du Jungfrau voller Güte, du Trösterin« deiner betrübten Kinder, vor allem aber auch: »du Ursache unserer Freude« – das alles macht Maria zur Königin der Familie, die wir inständig anrufen sollten, weil alle diese zusammengehörenden und zusammenstimmenden »Saiten« der »schönen« Liebe in heutigen Familien so oft zu reißen drohen oder schon zerrissen sind.

Doch gerade als »Königin der Familie« zeigt sich uns Maria auch als die »Mutter des Schöpfers«. Das ist jene Mutter, die uns in ihrer Liebe mit Nachdruck daran erinnert, dass menschliches Leben im Augenblick der Empfängnis beginnt und unverfügbar auch als noch ungeborenes Leben zu jedem Zeitpunkt Gott dem Schöpfer gehört.

Die »Königin der Familie« ist zutiefst sie selbst als »neue Eva«, als »Mutter des Lebens«. Diese Anrufung müsste in meiner Sicht heute dringlichst in die Litanei, in die Flehrufe so vieler Menschen eingefügt werden. Denn weil sie »Mutter des Lebens« ist, schlägt Marias Herz nicht nur für den Anfang, sondern ebenso auch für das Ende menschlichen Lebens: dass es nicht aus Verzweiflung abgekürzt oder ein menschenwürdiges Sterben durch Medizintechnik hingezogen und so verhindert werde.

Die »Königin der Familie« verweist dort, wo man sich noch oder erneut an sie wendet, auf die Verantwortung der Familienmitglieder nicht nur für den Beginn und das Ende menschlichen Lebens, sondern auch für das »Klima« in unseren Familien ... Sie wird angerufen als Königin und Mutter, weil die innere Not in unseren vielen zerbrechenden Familien so groß ist, vor allem die der Kinder und Jugendlichen, die innerlich und oft auch äußerlich vertrieben werden oder von sich aus flüchten – sei es auf die Straße, in Banden, in Love-parades oder in die Drogenszene ...

»Königin der Familie« will Maria auch im universalen Sinn sein, denn sie ist ja für alle Menschen da, für die ganze bedrohte Menschheitsfamilie, die sittlich so aus den Fugen geraten ist und keine echten Vorbilder mehr kennt, geschweige denn anerkennt. Die »Königin der Familie« ist zugleich die »Königin aller Heiligen« und stellt sie uns vor: Freunde und Freundinnen, die uns vom Himmel her helfen wollen. Wir können jede Anrufung der Lauretanischen Litanei mit jeder anderen verbinden – alle zusammen sind über die Zeiten hin ein einziger großer Menschheitschor, der Maria in immer neuer Weise in einem unerhörten Vertrauen als »vielgeliebte Mutter«, ja als »wunderbare Mutter« preist. Selbst ein Papst wie Johannes Paul II., der seine irdische Mutter schon als Kind verloren hat, scheut sich nicht zuzugeben, dass er mit Maria spricht »wie man zur Mutter spricht«, und zwar über alles, was Gegenstand seiner Hoffnungen, seiner Sorgen und Freuden, seines Kummers ... ist. Er bringt zu ihr, der vielgeliebten Mutter, »die lange Litanei der Fragen und Probleme, die den heutigen Menschen, die Nationen, die ganze Menschheit quälen«, und nicht zuletzt die Kirche ... Er bringt zu ihr auch all das, was »tief im Innern des menschlichen Herzens und Bewusstseins« bleibt. »Du, o Mutter, weißt besser, welches die Probleme der Kirche und der heutigen Welt sind, mit denen wir ... zu dir kommen. Nimm sie an ... Sprich zu uns mit deiner Mütterlichkeit, mit deiner Schlichtheit und Heiligkeit.«<sup>2</sup>

Diesem Zeugnis unseres betenden Papstes scheint mir das ganz schlichte einer jungen Mutter zu entsprechen, von dem ich vor kurzem hörte. Sie hat einer Ordensschwester folgendes erzählt: »Ich habe bei allen persönlichen Schwierigkeiten mit dem Beten von meinem Kind gelernt, was eigentlich mit dem Litanei-Beten zu Maria gemeint ist. Wenn ich mein Kind auf meine Knie setze, fängt es oft schon bald an, von einem zum anderen Knie hin und her zu wippen. Und dabei spricht es immer und immer wieder: Liebe Mama, gute Mama, liebe Mama, gute Mama ... Mir kam in den Sinn: Ist es nicht im Grunde genau so, wenn wir die Litanei zu Maria beten? Mein Herz ruft sie inständig und immer wieder an als meine liebe Mutter, als unsere gute Mutter.«

Ich meine, solche Erfahrungen bräuchten wir alle: dass sie in uns einsickern, uns von innen her helfen und uns dann auch wieder einen neuen Zugang verschaffen zu der frühchristlichen Darstellung und theologisch-geistlichen Wirklichkeit der »Orante«, der großen Beterin Maria-Kirche, die wir bis heute anrufen: »Bitte für uns!«

---

<sup>2</sup> Johannes Paul II.: Unter deinem Schutz. Mariengebete und Betrachtungen, Herder, Freiburg 1983, 58f.

Schönstatt International

## **Aufbruch des Familienbundes ins dritte Jahrtausend** ***Dynamisches Wachstum auf die Internationale Föderation zu***

Das Heilige Jahr 2000 war für den Schönstatt-Familienbund ein besonderes Dank- und Jubeljahr: Er feierte auf dem Josef-Kentenich-Hof, seinem internationalen Zentrum in Hillscheid (ca. 5 km von Schönstatt entfernt), in der Pfingstwoche und am Dreifaltigkeitssonntag den 50. Jahrestag seiner Gründung – und das gleich mit mehreren Höhepunkten.

Den Anfang setzte ein 4-tägiges internationales Treffen, auf dem sich die Leitungsfamilien der bisher vier autonomen Territorialen Bundesgemeinschaften (Argentinien, Chile, Deutschland und Paraguay) trafen, um den »Fahrplan« zur Bildung der Internationalen Föderation und die dafür notwendigen formalen und inhaltlichen Schritte zu beraten. Bevor man frühestens für den Herbst des Jahres 2004 an ein erstes Generalkapitel denkt, sind für 2002 in Argentinien und 2004 in Paraguay weitere Leitungstreffen geplant.

### **»Familie stark im Bund«**

Das eigentliche Jubiläumsfest 2000 von Freitag bis Sonntag wurde unter dem Motto (das auch immer wieder als Kanon erklang) »Familie stark im Bund« als großes internationales Familienfest gefeiert. Die Eheleute kamen mit ihren zahlreichen Kindern nicht nur aus Deutschland, West- und Osteuropa, sondern auch aus den USA, Mittel- und Südamerika.

Am Samstag bei der Familienmesse auf dem großen Freigelände des Hofes konnte das Leitungsehepaar Martin ca. 600 Vertreter aus 14 der 16 Territorien begrüßen. Bei der abendlichen Vigilfeier, bei der das von Papst Johannes Paul II. 1998 gesegnete Heilig-Geist-Symbol im Heiligtum des Familienbundes angebracht wurde, loderten die »Feuer der Nationen« im Kreis der vielen Landesfahnen in den klaren nächtlichen Abendhimmel; dazu erklangen die Gesänge und Gebete »in allen Sprachen, Zungen und Nationen« – es war wie ein geistbewegtes Pfingstereignis, und so klangen Lieder und Tänze in deutsch, polnisch, spanisch, tschechisch und ungarisch noch lange in die Nacht.

In einem Grußwort an den Heiligen Vater schrieb die Bundesleitung u.a.: »Wir versprechen Ihnen, Heiliger Vater, in der Treue zum Charisma unseres Gründers, Pater Josef Kentenich, weiterhin den Weg der Heiligung unseres Lebens aus der Kraft des Ehesakraments und der Berufung der christlichen Familie zu gehen gemäß den lichtvollen Weisungen, die Sie uns in 'Familiaris Consortio' und im 'Brief an die Familien' gegeben haben.« – In einem sehr persönlich gehaltenen Antwortschreiben heißt es u.a.: »Seine Heiligkeit blickt voll Dankbarkeit auf die vielfältigen Bemühungen des Schönstatt-Familienbundes, um in schwieriger Zeit die christliche Ehe und Familie in Kirche und Welt zu schützen. Er erbittet allen Eheleuten und Familien, die sich zur Feier des Jubiläums eingefunden haben, die Kraft des Heiligen Geistes, der mit seinem langen Atem der Geduld und Leidenschaft selbst über tiefe menschliche Krisen zu tragen vermag.«

Am Sonntag dann erlebten rund 700 Teilnehmer den geistlichen Höhepunkt im international gestalteten Pontifikalamt mit Kardinal Meisner in der Anbetungskirche auf Berg Schönstatt, das von einer frohen Aufbruchsstimmung geprägt war. Schon in seinen Begrüßungsworten sagte der Kardinal: »Und wer darum sagt, in der Kirche in Deutschland geht alles zurück, dem sage ich immer: 'Geht mal nach Schönstatt'.« In einer kurzen Schlussansprache fügte er – sichtlich beeindruckt von dem Erlebten – u.a. spontan hinzu: »... Ich bin Ihnen sehr Dank schuldig für das, was ich hier in dieser heiligen Stunde gesehen und gehört habe ... Ich werde wieder in den Alltag zurückfahren mit einer Impression vor meinen Augen. Mit einer Vision, die ich hier schauen durfte ... Ich möchte Ihnen als Kardinal der Kirche danken für Ihr Da-Sein und So-Sein als Schönstatt-Familienbund in unserer Kirche. Wo ein Schönstätter steht, dort steht auch die Kirche, und sie wackelt nicht. Und ich bin froh, dass wir so viele haben, und wünsche mir, dass wir noch viel mehr dazu bekommen ...«.

## Ein Fest für die Zukunft

Es war ein denkwürdiges Fest, an das spätere Generationen noch dankbar zurückdenken werden. Denn es war ein Augenblick in der Geschichte des Familienbundes, in dem der internationale Charakter der Vision Pater Kentenichs allen so deutlich wie noch nie zuvor vor Augen geführt wurde. Sicher waren schon viele Einzelpersonen und Kurse aus vielen verschiedenen Ländern als Gäste auf dem Josef-Kentenich-Hof. Aber dieses Gemeinschaftsfest einer im



gleichen Gründer geeinten Familie ließ die Tiefendimension verschiedener Worte erahnen, die bei diesem Zusammensein in Erinnerung kamen. So z.B. das »Schattenwort« von 1929 (»Im Schatten dieses Heiligtums werden sich die Geschicke der Kirche wesentlich mitentscheiden«) oder das von der »Sammlung der Besten aus allen Nationen« (1963 in Milwaukee gesprochen und 1965 in Rom und 1966 in Rottenburg wiederholt). Der prophetische Sinn dieser Worte, bisher vielleicht nur von ferne erahnt oder noch gar nicht gesehen, offenbart eine zukunftssträchtige Tiefendimension für den Auf- und Ausbau Schönstatts, für die Neu-Evangelisierung der Gesellschaft, für den Entwurf einer Kirche am neuen Ufer, für den Bau der Internationalen Föderation des Familienbundes. Nach der Vision des Gründers soll in Schönstatt eine neue Stadt entstehen, gleichsam ein neuer Berg Athos, als Rückgrat der ganzen föderativen Konstruktion seines weltweiten Schönstatt.

So klein die Anfänge des Familienbundes in Deutschland nach dem Krieg waren, so rasant und dynamisch verlief seine Entwicklung in den letzten Jahren: nach Chile, Argentinien, Brasilien, Paraguay, Bolivien und den USA entwickelt er sich in Süd- und Mittelamerika nunmehr in Mexiko, Ecuador, Puerto Rico; aber auch in Europa: Österreich, Schweiz, Polen, Spanien, Ungarn, Tschechien und Portugal. Schon zu DDR-Zeiten gab es in Ostdeutschland einen dynamischen Aufbruch, der – wie sich jetzt aus den Stasi-Akten ergibt – argwöhnisch beobachtet wurde, wodurch sich manche damaligen Schikanen und Behinderungen erklären, von denen die Familien heute noch erzählen.

Diese dynamische Entwicklung des Familienbundes zur nunmehr (nach dem Verband der Marienschwestern) zweitgrößten der Pars-motrix-Gemeinschaften des Internationalen Schönstattwerkes (mit rund 2000 Erwachsenen, ohne die Tausende Kinder der Familien) wäre nebst dem Einsatz so vieler begeisterter Familien ohne die selbstlose Hilfe vor allem der Schönstatt-Patres und der Marienschwestern niemals möglich gewesen, die immer wieder geeignete Personen als Gründungsbeauftragte des Generalpräsidiums großherzig und einsatzfreudig in den verschiedenen Ländern für den Auf- und Ausbau der heranwachsenden territorialen Gemeinschaften des Familienbundes zur Verfügung gestellt haben und noch stellen.

Als der Gründer 1950 den Familienbund ins Leben rief und dem ersten Kurs die Weihetagung hielt, hatte er zwar schon die »Internationale« im Blick, aber die politische und wirtschaftliche Situation erlaubte der jungen Gründung zunächst nur die Konzentration auf die Entfaltung im eigenen Land. Erst allmählich weitete

sich der Blick, besonders auch durch einige Vorträge Pater Menningens, der mit zunehmendem Alter die zentrale Bedeutung der Familie für die Schönstattbewegung und für die Kirche allgemein immer tiefer erkannte und bei wichtigen Anlässen in das inzwischen eingerichtete Zentrum des Familienbundes, den Josef-Kentenich-Hof, kam und zur Gemeinschaft sprach. U.a. betonte er die moralische Verantwortung des Ursprungsbundes in Deutschland für einen gründergemäßen Auf- und Ausbau des Familienbundes in aller Welt. Bei der Gründung eines Standesbundes sei Pater Kentenich eine »nationale« Sicht fremd gewesen. Beim ersten Spatenstich für das zukünftige Bundesheiligtum sagte P. Menningen 1977: »Er, der Vater und Gründer, hat den Familienbund ins Dasein gerufen, er gab ihm Eigenständigkeit, und er wollte, dass dieser eigenständige Bund auch sein eigenes Zentrum hat« – das er nun zu seiner großen Freude in seinem Heimatort Hillscheid entstehen sah. Deshalb ist der Ursprungsbund auch nicht ein »deutscher« Familienbund, sondern es ist der Gründungsort Schönstatt, der den Ursprungsbund zum »Familienbund in Deutschland« werden ließ. Dieser – im Vergleich zu den später gegründeten Territorialen Bundesgemeinschaften – zeitliche Primat bedeutet keinen juristischen Primat, wohl aber bringt er gemäß dem Gründerwillen nach Pater Menningen eine besondere moralische Verantwortung mit sich.

### Föderatives Denken und Handeln als Proprium der Bünde

Die Art und Weise, wie der Ursprungsbund die Mitverantwortung für die internationale Ausgründung wahrnimmt, hängt wesentlich mit der besonderen Auffassung und Pflege der »bündischen Freiheit«, d.h. des den Bünden arteigenen Freiheitsbewusstseins zusammen, das in einem fruchtbaren Spannungsverhältnis zur Hochherzigkeit (*magnanimitas*) steht. Diese charakteristische Polarität von Freiheit und Hochherzigkeit ist das innerste Herz der föderativen Struktur, die ganz Schönstatt, aber in einer besonderen Weise die Bünde auszeichnen muß. Die Sicherung des »Föderativen« ist eine ganz eigene Verpflichtung der Bünde für die ganze Bewegung und ein Dienst des jeweiligen Ursprungsbundes beim internationalen Aufbau der Föderation. Es ist eine besondere Gefährdung und Bürde, aber auch eine besondere Chance, dass man dem nicht durch Berufung auf ein einzuklagendes Recht (*ius, lex*) nachkommen kann, sondern nur durch geistbeseeltes föderatives Handeln (*Ethos*),

das auf gegenseitigem Vertrauen beruht. Auch die Internationale (Kon)föderation der verschiedenen Territorialen Bundesgemeinschaften kann nur auf der Basis einer solchen Grundhaltung überhaupt zustande kommen: gegenseitiges Vertrauen aufgrund der Wertschätzung der Freiheit des anderen, der man in Hochherzigkeit begegnet. Diese Haltung schließt jegliches Konkurrenz- und Vormachtdenken als illegitim aus.

Weil die »Erstbünde« keine juristische Prärogative (Weisungsrecht) besitzen, muss desto stärker ein Akzent auf die lebensmäßige Verbindung zwischen den neu gegründeten Territorialen Bundesgemeinschaften und dem zuerst gegründeten »Ursprungsbund« gelegt werden, damit »dadurch von Anfang an eine Gleichheit der grundlegenden Lebens- und Gemeinschaftsformen oder eine organische Ganzheit« (P. Menningen) gesichert wird. Pater Kentenich sah im föderativen Denken und Handeln, in dem die Bünde eine Vorreiterrolle übernehmen sollten, auch die Grundhaltung, von der eine »Kirche am neuen Ufer« beseelt sein muss, damit sie Seele und Herz einer neuen Weltkultur sein kann. Der Apostolische Bund, der geschichtlich gesehen ja der Ursprung aller Gemeinschaften der Schönstattbewegung darstellt, war für den Gründer so gesehen »das Kind der Mitte«: für die Gemeinschaften mit geringeren Bindungen (»nach unten«: Liga, Jugend, Wallfahrtskreise) sollen die jeweiligen Landesbünde »Ziel, Seele und Garant« darstellen; für die Gemeinschaften mit stärkeren (juristischen) Bindungen (»nach oben«: die Verbände, bzw. die Säkularinstitute) haben sie eine wichtige Funktion als »Lebensquell und Lebensregulator« (s. J. Kentenich: Kirche im Aufbruch ans Neue Ufer, Emmenbrücke 1964, S. 213–215).

Das geistbeseelte föderative Denken und Handeln ist auch Basis und Ziel der arteigenen Willensbildung und Entscheidungsfindung im Bund: In Sachfragen folgen die Bünde einer Vorgehensweise, die durch Beratung eine gemeinsame Überzeugung und einheitliche Willensbildung erstrebt und so zu einer einstimmigen Entscheidung kommt. Wird auf diese Weise keine Einmütigkeit erreicht, so wird eine Einigung dadurch angestrebt, dass die Minderheit sich die Frage stellt, ob sie auf ihre Meinung verzichten kann (»verzichtbare Meinung«). Wenn auch nur eine Stimme meint, auf ihrer Meinung beharren zu müssen (schwerwiegende Sache, »Gewissensfrage«, »unverzichtbare Meinung«), so muss bis zur Einmütigkeit weiterverhandelt werden oder die Sache wird zurückgestellt. Mit dieser Vorgehensweise hat der Familienbund in den 50 Jahren seines Bestehens gute Erfahrungen gemacht.

In den Vorträgen vor dem Familienbund faltet Pater Menningen aus, wie der

Lebensvorgang der föderativen Struktur letztlich vom Liebesbündnis ausgeht, sich in den Ehen fortsetzt, die Verfassungsordnung des Schönstattwerkes durchzieht und hoffentlich einmal auch (so die Vision des Gründers) die durch Schönstatt erneuerte Kirche lebensmäßig durchdringt. Und er ermutigt den Ursprungsbund, sich als einen »ausgezeichneten Fall« im Sinne der Sehnsucht des Gründers zu fühlen und weiterzugehen auf diesem Weg des föderativen Modellfalls, den er über Jahre hindurch beratend und klärend begleitete. Sein besonderes Augenmerk während vieler Jahre galt dabei auch den Satzungstexten, die nicht einfach von einem Juristen fachmännisch zusammengeschrieben, sondern als »eingefangenes Leben« in einem breiten Sammel- und Reflexionsvorgang reinrassig »ad mentem fundatoris« formuliert werden sollten. Mit großer Anerkennung hat er das Gelingen dieses Vorhabens bestätigt, das er wegen der Bedeutung der Satzung als »Vorlage für die Familienbünde im Ausland«, in die sie »sich einschalten und gleichschalten« sollten, besonders wichtig erachtete. Er sah darin eine der wesentlichen Seiten der subsidiären Gründungshilfen, die der Ursprungsbund den neu entstehenden Bundesgemeinschaften in anderen Territorien schuldig ist.

### Erste Schritte in Richtung Rom und Weltkirche

Schon sehr früh zeigte der junge Familienbund auch seine besondere Verbundenheit mit der Weltkirche und ihrem Zentrum Rom. Noch in der Kandidatur waren 1950 eine Reihe von Familien aus dem 1. und 2. Kurs mit Pater Kentenich zur Seligsprechung Vinzenz Pallottis nach Rom gewallfahrtet. Auch 1952, 1953 und 1955 unternahmen Familien aus den ersten Bundeskursen Romwallfahrten. 1972 gab es dann die erste Romwallfahrt des ganzen Bundes. Unter dem Pontifikat Papst Johannes Pauls II. wurden die Kontakte besonders eng. Ein Ehepaar des Familienbundes wurde vom Heiligen Vater als Auditoren zur Weltbischofssynode 1980 über Ehe und Familie eingeladen, 1981 zu Mitgliedern des neu gegründeten »Päpstlichen Rates für die Familie« ernannt und der Ehemann als Professor an das Institut »Johannes Paul II. für Studien über Ehe und Familie« an der Lateran-Universität berufen. In diese Pontifikatszeit fallen auch drei weitere bedeutende Romwallfahrten, bei denen der Familienbund jedes Mal das besondere Geschenk einer Privataudienz beim Heiligen Vater erhielt. Er konnte sich ihm mit seiner schönstättischen Spiritualität vorstellen, und der Papst schenkte ihm jedes

Mal auch eine Ansprache, die als besondere Kostbarkeiten betrachtet werden. Die Ansprachen des Papstes drücken große Freude, Hochachtung und Anerkennung der geistlichen Gemeinschaft des Familienbundes aus. Seine Worte ermuntern, auf dem Weg, den Pater Kantenich gewiesen hat, voranzuschreiten. Mit besonderer Freude stellt man die Übereinstimmung zwischen dem Erbe des Gründers und dem Inhalt der päpstlichen Ansprachen fest: in ihrer Liebe zur Familie und ihren Homilien an christliche Eheleute sind Pater Kantenich und Johannes Paul II. »Brüder im Geist«. Zugleich bedeuten diese Privataudienzen und die Worte, die der Stellvertreter Christi an den Familienbund richtete, so etwas wie eine »offizielle« Anerkennung der geistlichen Berufung der Eheleute und auch der besonderen Gemeinschaftsform des Bundes.

## Ausblick

Die bisherigen internationalen Begegnungen, Treffen, Tagungen und Beratungen und die dabei entstandenen Freundschaften quer durch alle Kontinente und Kulturen hindurch lassen die bunte Vielfalt und den Reichtum erahnen, die der Gründer in seiner Vision von der Welt-Föderation eines internationalen Familienbundes anzielte. Diese Pluriformität und diesen Reichtum gilt es zu erhalten und zu entfalten. Alle Territorialen Familienbünde spüren, dass hier große Aufgaben für die Zukunft warten. Der Familienbund wird sich noch wesentlich weiter ausbreiten als bisher. Noch sind die 16 Länder, in denen er existiert, lediglich kleine bunte Flecken auf einer sonst weißen Weltkarte. Aber schon richten sich Anfragen und Erwartungen auf neue Länder: England, Indien, Afrika; Pater Kantenich sprach beim Mütterbund schon 1950 von Afrika und Asien, von Ländern und Kontinenten also, die nicht europäisch geprägt sind. Der Familienbund ist mitten im Aufbruch begriffen. Und damit wird es höchste Zeit für die auf breitem Konsens ruhenden Klärungen der Grundlagen, die die Internationale Föderation, ein bald einzuberufendes Generalkapitel usw. betreffen. Denn bei aller Pluriformität der kulturellen Eigenarten gilt es, die familienhafte Einheit und Solidarität oder – mit den Worten Pater Menningens – »die Gleichheit der grundlegenden Lebens- und Gemeinschaftsformen oder eine organische Ganzheit« zu sichern. So kann man auch dem Familienbund nur zurufen: »Duc in altum!«

Norbert Martin

## Buchbesprechungen

DIE MARIENGESTALT IM GEFÜGE DER THEOLOGIE, so lautet der Titel jenes Bandes, den die Deutsche Arbeitsgemeinschaft für Mariologie Herrn Prof. Leo Scheffczyk zu seinem achtzigsten Geburtstag widmete. Der Band beinhaltet dreizehn mariologische Beiträge, die der vor wenigen Monaten zum Kardinal Erhobene im Laufe eines langen und intensiven Gelehrtenlebens zwar »irgendwo in Zeitschriften oder Sammelbänden« (7) publiziert hatte, die aber, wie Anton Ziegenaus in seinem informativen Vorwort schreibt (7 – 10), »ausgelagert« in Bibliotheken oder Bücherregalen, allmählich in Vergessenheit zu geraten drohen. Dabei weisen die sorgfältig ausgewählten Beiträge insgesamt auf vier Schwerpunkte hin, von der die mariologische Lehr- und Forschungstätigkeit Kardinal Scheffczyks tatsächlich signiert ist:

Erstens wird jener Themenkomplex artikuliert, mit dem sich der Geehrte schon sehr früh, bereits Ende der 50er Jahre, befasste: mit der Erforschung der Mariologie zur Zeit der Karolinger, also zu jener Zeit, in der sich das westliche Europa allererst zu konsolidieren begann (vgl. Scheffczyks Habilitationsschrift: *Das Mariengeheimnis in Frömmigkeit und Lehre der Karolingerzeit*, 1957).

Dass Scheffczyk aber nicht nur die theologische Reflexion über Maria in der Theologie- und Dogmengeschichte aufmerksam verfolgt, sondern stets auch die verschiedenen marianischen Frömmigkeitsformen im Auge behält, exemplifiziert der zweite Schwerpunkt: »Maria in der Geschichte der Frömmigkeit« (77 – 139).

Er wird in mehreren Beiträgen vorgestellt, die

jeweils punktuellen Einblick in die mittelalterliche Mariologie, in die der (Gegen-) Reformation und der Neuzeit gewähren.

Nach einem Aufsatz über Raimundus Lullus wird der Blick auf die tiefe Marienfrömmigkeit des Zweiten Apostels Deutschlands gelenkt: »Das Mariengeheimnis zwischen Apologie und Doxologie. Zum 'Mariale' des Petrus Canisius« (99 – 119). Hier kommt die marianische Spiritualität des Kirchenlehrers ebenso zu Wort wie das, worauf es Canisius in der Mariologie ankam: Canisius hatte wahrgenommen, dass das katholische Glaubensleben in Deutschland nicht zuletzt deswegen an Kraft einbüßt, weil »das Verständnis für Maria als des tiefsten Haftpunktes der realgeschichtlichen Menschwerdung Gottes« zu schwinden droht. Um diese gefährliche Entwicklung zu stoppen, rief er in seiner Verkündigung das auf Christus bezogene Marienleben in Erinnerung »und leistete damit einen Beitrag zur wahren Reform der Kirche als christusgläubige Gemeinschaft« (116). Dass diese marianisch-mariologische Akzentuierung durchaus auch in der Neuzeit relevant ist, belegt der letzte Beitrag innerhalb des genannten zweiten Themenfelds. Hier wird unter dem Titel »Das 'Marianische' als Gestaltungsprinzip christlichen Glaubens in der Neuzeit nach Romano Guardini (1885 – 1968)« deutlich (121 – 139), dass der Glaube Marias »nicht nur eine zeitlos gültige individuelle Frömmigkeitsform« veranschaulicht, sondern »eine gerade für die Gegenwart bestimmte christliche Existenzform« auszuprägen vermag, eine Existenzform zumal, »die als Kultur des gläubigen Herzens auch ins Allgemeine und Soziale ausstrahlen

kann« (139). Guardini beabsichtigte, der »Krise des Humanen« die »marianische Haltung«, verstanden als »neue natürlich-übernatürliche Bildungskraft«, entgegenzusetzen und jene durch diese zu überwinden. Dabei war sich Guardini durchaus bewusst, dass genau auf diesem Wege der »neuzeitliche Autonomismus«, die »Unwahrheit seiner Daseinsdeutung« und der »Frevel der Selbstherrlichkeit« herausgefordert werde (139).

»Die systematische Erhellung der Mariendogmen« bildet den dritten Schwerpunkt der mariologischen Lehr- und Forschungstätigkeit Scheffczyks. Wiederum wendet er sich nicht nur der »grauen Theorie« zu, sondern nimmt zugleich auch die mächtigen Impulse wahr, die gerade die Mariendogmen von der im Volk intensiv praktizierten Marienverehrung empfangen. Scheffczyks theologisches Wirken belegt es eindrucksvoll: Nicht nur die Marienfrömmigkeit bedarf der theologischen Klärung, sondern auch die wissenschaftlich betriebene Mariologie ist und bleibt essentiell auf das praktizierte Glaubensleben der Kirche angewiesen. In seinem ersten Artikel zu diesem Themenkomplex »Geboren aus Maria der Jungfrau. Die Jungfräulichkeit Mariens im Geheimnis Christi und der Kirche« (143 – 157), sagt es der Verfasser deutlich genug: Wenn dem Theologen die innere Sicht des Glaubens und des Zusammenhangs der Glaubenswahrheiten fehlt, dann muss es zwangsläufig zur Verfälschung der Wahrheit, hier: zur Leugnung der Jungfrauengeburt kommen. »Die wissenschaftlichen wie die spontanen Leugner der Jungfrauengeburt wählen ihren Standpunkt außerhalb des Glaubens und können so nicht zu einem inneren Verständnis der biblischen Wahrheit und ihres Geheimnisses gelangen« (151). Und in der Tat: Das Dogma von der Jungfräulichkeit Marias ist zuerst eine Aussage über Jesus hinsichtlich seiner Gottessohnschaft. Die aber gehört nicht der Erkenntnisordnung der Vernunft, sondern des Glaubens an.

Analogen gilt auch hinsichtlich des Dogmas

von der »Unbefleckten Empfängnis«. Auch dieses muss wiederum »im umgreifenden Zusammenhang des Glaubens« interpretiert werden (159 – 205). Viele Zeitgenossen heute, auch Christen, meinen, mit diesem Dogma werde noch einmal auf die jungfräuliche Geburt Jesu aus Maria angespielt. Tatsächlich aber ist gemeint, dass Maria vom ersten Augenblick ihrer eigenen Existenz an von der Erbsünde erlöst ist; und zwar »im Hinblick auf die Verdienste Jesu Christi, des Erlösers des menschlichen Geschlechts« (DH 2803). Indem Maria die Erst- und Vollerlöste ist, hat, so Scheffczyk, der Erlöser selbst sie an seine Seite gestellt. Natürlich steht Maria da nicht passiv und wirkungslos, sondern aktiv und effektiv. Als vollkommen freies Kind des Vaters engagiert sie sich in ihrem ganzen Dasein und Sosein gegen die Sünde, gegen die Unheilmächte und für die Erlösung des Menschen, für die unüberbietbare Gemeinschaft aller mit Gott. »Die christliche Tradition hat (etwa seit dem 15. Jahrhundert) diesen Sachverhalt durch die Verleihung des Titels 'Miterlöserin' an Maria hervorheben wollen. Nun ist dieser exzeptionelle Titel seinem Wortlaut nach missdeutbar, weshalb das 2. Vaticanum ihn nicht verwandte. Aber damit ist doch die Sache selbst nicht eliminiert« (180): Marias einzigartige Stellung in der Heilsgeschichte und ihr entsprechendes Engagement für die Erlösung aller muss wahrgenommen werden. Die Erlösung führt zur Vollendung, »zur Vollendung des Menschseins in der Verklärung« (193). Davon spricht das »Dogma von der leiblichen Aufnahme Marias«, das Scheffczyk wiederum »im Ganzen des Glaubens« subtil reflektiert (187 – 205). Zunächst wird festgehalten: Das Dogma »spricht von der einzigartigen Gnadentat Gottes an der Jungfrau-Mutter«: Maria wird »unmittelbar nach Beendigung des Erdenlebens in die Verklärung auch des Leiblichen aufgehoben« (191). Damit wird Maria für den Menschen, für die Kirche und für die Welt insgesamt zum leibhaftigen Hoffnungszeichen,

zum »Bild und Anfang der kommenden Welt« (201). Die Vollendung des Menschen, der Kirche und der Welt erweist sich im Blick auf Maria noch einmal als etwas, was wir nicht »machen«, ja nicht einmal fordern können, was uns vielmehr geschenkt wird und sich als ein Werk der Gnade Gottes erweist. Diese Gnade Gottes hat sich an Maria als der »Gnadenvollen« bereits erfüllt und offenbart: »zur Ehre Gottes und zum Heil der Welt« (205).

Aufschluss- und geistreich sind auch Scheffczyks Reflexionen im letzten Kapitel des vorliegenden Sammelbandes: Unter der Überschrift »Mariologie innerhalb der Theologie« (209 – 277) wird zunächst »Christus als Mitte der Mariengeheimnisse« (209 – 225) wahrgenommen und der »trinitarische Bezug des Mariengeheimnisses« (227 – 240) entschieden festgehalten. »Der systematische Ort der Mariologie heute« (241 – 277) ist für Scheffczyk die Christologie, näherhin die Soteriologie, die Lehre von der Erlösung. Als Moment der Erlösungslehre ist Mariologie der Ekklesiologie vorzuordnen; denn das Geheimnis der Kirche kann nur aus der Erlösung verstanden werden.

Da sich aber das Erlösungsgeschehen »als Wort und Antwort zwischen Christus und der Menschheit vollzieht«, lässt es »sich nicht ohne Maria verstehen« (260). Es gilt, Maria »in ihrer Vorordnung als die wesentliche Kirche, als den Kern der Kirche darzustellen, in dem Amt und Communio, Leben und Institution, Geist und Autorität noch nicht geschieden, sondern gänzlich beieinander sind. Als Trägerin des Geistes erweist sich Maria als das Medium, in dem sich die Extreme einer rein christologischen oder einer rein pneumatologischen Ekklesiologie vermitteln« (260).

Was das für die Ökumene bedeutet, macht der letzte Beitrag deutlich: »Petrus und Maria: Hindernisse oder Helfer auf dem Weg zur Einheit?« (263 – 277). Dabei werden das »Petrinische« und das »Marianische« zunächst als Konprinzipien der Kirche, sodann aber ihr Ineinander vorgestellt.

Scheffczyk wagt sogar von einer Perichorese beider zu sprechen (274). Gleichzeitig betont er aber, dass das Marianische das umfassendere Prinzip ist, dem der Vorrang gebührt. Das Marianische muss das Petrinische durchformen und beleben, dann braucht niemand um das »solus Christus« zu fürchten. Denn dann nimmt das Petrusamt »seine auf Christus zurückgehende Autorität in der Haltung des marianischen 'fiat', das heißt z.B. auch dem Wort untergeordnet« wahr (276). Auch das Marianische kann nicht in Konkurrenz zum »solus Christus« stehen. Es ist ja die Antwort des Menschen auf das vorangehende Wort Gottes.

Niemand, der sich ernsthaft mit der aktuellen katholischen Mariologie auseinandersetzen will, kann an diesem beeindruckenden Werk Scheffczyks vorbeikommen. Der Deutschen Arbeitsgemeinschaft für Mariologie ist herzlich zu danken, dass sie dies durch die vorliegende Publikation in Erinnerung gerufen hat.

*Leo Scheffczyk: Die Mariengestalt im Gefüge der Theologie. Mariologische Beiträge. Regensburg (Verlag Friedrich Pustet) 2000 (Mariologische Studien B. 13); 291 S., 58,- DM*

Manfred Gerwing

FLEISCH GEWORDEN AUS MARIA. Das Buch des Bonner Dogmatikers ist der Versuch, den Marienglauben der Kirche deutlicher als vielfach üblich im heilsgeschichtlichen Grund des Alten Testaments zu verwurzeln: »Nicht weil Maria im biologischen Sinne die Mutter des Erlösers ist, sondern weil sie jenes Israel repräsentiert, das Ja sagt zu dem Gott des Bundes, gehört sie in die Theologie ... Weil der Erlöser seine Menschwerdung im Sinne des Bundesgedankens an das Ja-Wort des Menschen bindet, durch den er eintritt in diese Welt, ist Maria der heilige Rest Israels, Urbild und Stellvertreterin aller Gläubigen ... Die



folgenden Ausführungen sollen vor allem dies zeigen: dass eine biblisch begründete und der Entscheidung des Zweiten Vatikanischen Konzils treue Mariologie zur theologischen Deutung des geschichtlich realisierten Bundes zwischen dem Gott Jesu Christi und Israel bzw. der Kirche gehört« (S.12f.). Daher sind die beiden Hauptteile dieses interessanten und mutigen Buches mit »Maria in der Geschichte Israels« und »Der Marienglaube der Kirche« überschrieben. In der Betrachtung der hauptsächlichlichen marianischen Texte des Neuen Testaments wird die These belegt, dass »die Mariologie des NT durch die Reflexion bestimmter Texte des AT entstanden ist« (31). Die umfangreichen Ausführungen über die jungfräuliche Empfängnis des Erlösers bilden die Brücke vom ersten zum zweiten Teil. Betont wird, dass schon in den frühen Taufbekenntnissen die jungfräuliche Empfängnis zur Sprache komme. Eine spiritualisierende Verflüchtigung der Parthenogenesis verbietet sich ebenso wie eine nur »metaphorische« Auslegung. Schon gar nicht sei das Dogma von der Jungfrauengeburt Ausdruck gnostischer Leibfeindlichkeit, sondern konkreter Ausweis der Inkarnation (74f.). Erst Origenes habe hier eine sexualfeindliche Sichtweise eingeführt. Die unselige Verquickung des Bekenntnisses zur Jungfrauengeburt mit der Erbsündenlehre des Augustinus habe diese falsche Sicht verstärkt. Geradezu spannend die Kapitel, in denen die Parthenogenesis mit aktuellen Themen aus der Christologie zusammengebracht werden: mit der Inkarnationstheologie (95 – 105), mit dem gegenwärtigen Streit um die Präexistenz Christi (104f.) und mit der Geist-Christologie und ihren neuen Ansätzen (105 – 117). Hier kommen auch jüngere exegetische Forschungsergebnisse zu Wort, wird auf Martin Hengel, Klaus Berger und Hansjürgen Verweyen verwiesen. Zweifellos: diese Kapitel bilden das Herz- und Kernstück der vorliegenden Studie und verdienen in der Tat alle Beachtung. Selbst die Anmerkungen sollte man aufmerksam lesen.

Erst im letzten Drittel des Buches kommen weitere marianische Glaubensaussagen zu Wort: zunächst – unter der Überschrift »Das von der Sünde und deren Folgen unberührte Ja-Wort Marias« – das 1854 verkündete »Immaculata-Dogma« (135 – 151). Sodann wird mit der Rede vom Tod Marias, »der von der Sünde und deren Folgen unberührt geblieben ist«, auf das 1950 verkündete Assumptio-Dogma abgezielt (151 – 164). Schließlich wird nur noch kurz von den verschiedenen Marienbildern gesprochen – im ökumenischen Dialog, aus feministischer Perspektive; aber auch die Marienerscheinungen und bestimmte Gnadenbilder in der Kirche kommen zur Sprache. Gerade dieses letzte Kapitel zeigt, dass nicht alle Passagen von gleicher Qualität sind. Insgesamt aber gelingt es Menke, im konzentrierten Blick auf die Jungfräulichkeit Marias exemplarisch zu zeigen, wie unverzichtbar es gerade für die Christologie ist, mariologische Erkenntnisse einzubringen, und wie gefährlich eine Theologie ohne Mariologie werden kann. Allerdings, und auch das zeigt der Verfasser anschaulich, das Gesagte gilt auch umgekehrt: Mariologie wird zur Ideologie, wenn sie »in anthropologischen Daten« (Psychologie, Poesie, Religionsgeschichte), nicht aber in der die Heilsgeschichte reflektierenden Theologie festgemacht wird. Denn letztlich geht es darum, Maria neu in den Blick zu nehmen, sie anzuschauen, sich an Maria zu orientieren und zu versuchen, »das Ja-Wort Marias ... nachzusprechen«(182).

*Karl-Heinz Menke, Fleisch geworden aus Maria. Die Geschichte Israels und der Marienglaube der Kirche. Regensburg 1999, 187 S., 34,- DM*

Manfred Gerwing

DIE HIMMLISCHE FRAU. Unter diesem Haupttitel befasst sich Marion Wagner in ihrer Trierer Habilitationsschrift mit dem Marien- und Frauenbild in dogmatischen Handbüchern des 19. und 20. Jahrhunderts. Untersucht wurden nach bestimmten Auswahlkriterien (s. Einführung S. 14) entsprechende Werke von Autoren wie M. J. Scheeben, H. Schell, A. Bartmann, F. Diekamp, M. Schmaus, Th. Schneider/ D. Sattler u.a.m., darüber hinaus wichtige theologische Arbeiten zum Thema aus der Zeit vor und nach dem II. Vatikanischen Konzil (z.B. von L. Scheffczyk, H. U. von Balthasar, J. Ratzinger, W. Beinert, E. Gössmann und C. Halkes ...). Nicht zuletzt kommen natürlich auch Aussagen von Päpsten aus beiden Jahrhunderten zum Marien- und Frauenbild zur Sprache – bis hin zu Johannes Paul II.

Wie tief die dogmatisch relevanten Zusammenhänge gehen, wird in der Erarbeitung des Frauenbildes vor dem Hintergrund der biblischen Berichte über Schöpfung und Sündenfall und deren Interpretation in den ausgewählten Handbüchern deutlich. Ist die Frau von Gott geschaffen als »ebenbürtige Genossin« oder nur als »minderwertige Gehilfin«? Spiegelt sie die gleiche oder eine geringere Gottebenbildlichkeit wie der Mann (der früher oft mit dem Menschen schlechthin identifiziert wurde)? Welche Rolle haben Mann und Frau beim Sündenfall und bei der Weiterleitung der »Erbsünde«? Genügt die Eva-Maria-Antithese: »Maria als Frau über allen Frauen«? Oder trifft genau das Gegenteil zu, die Eva-Maria-Synthese: »Maria als Beweis für die Überlegenheit des weiblichen Geschlechts«? Es häufen sich Fragen über Fragen, die untersucht werden z.B. im Blick auf die Behandlung der verschiedenen Aspekte der Jungfräulichkeit Marias und deren Bedeutung für die Mariendogmen der kirchlichen Lehre in Vergangenheit und Gegenwart. In allem wird deutlich, wie sehr die jeweiligen Frauen- und Marienbilder nicht nur miteinander verwoben sind, sondern immer auch mit

anthropologischen Grundmodellen (z.B. dem der Unterordnung der Frau unter den Mann oder dem der sich ergänzenden Polarität von Mann und Frau) und mit (feministischen) Gegenmodellen, z.B. dem des Matriarchats oder dem Modell angeblich totaler Gleichheit der Geschlechter. Dass im Blick auf die Entwicklungslinien des Frauen- und Marienbildes in der Theologie das letzte Konzil eine besondere Bedeutung hatte, wird ebenso erhellend nachgewiesen wie gewisse ambivalente Aussagen im Codex Iuris Canonici von 1983. Positiv kommt zur Sprache Papst Pauls VI. Enzyklika »*Marialis Cultus*« (1974), mit der er im Blick auf Maria als die »neue Frau« eine Schlüsselposition einnimmt und offiziell eine Wende in der Betrachtung herbeigeführt hat. Ein besonderes Verständnis zeigt die Autorin für die Schwierigkeiten bei der Gratwanderung katholischer Theologen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts (bis etwa zum Konzil) zwischen der von Augustinus, Thomas von Aquin und der Neuscholastik geprägten traditionellen theologisch-kirchlichen Lehre einerseits und den Erkenntnissen der historisch-kritischen Exegese und denen der modernen Naturwissenschaften andererseits. Es ist nicht unwichtig, mit der Autorin daran zu erinnern, dass katholische Theologen sich erst seit der Enzyklika Pius XII. »*Divino afflante Spiritu*« (1943) mit der im protestantischen Raum entwickelten historisch-kritischen Exegese befassen durften. Eine Folge des bis dahin geltenden Verbots war unter anderem die bis weit ins 20. Jahrhundert übliche historische Interpretation von Gen 1 – 3, auf die sich die vermeintlich unaufgebbare Überordnung des Mannes über die Frau gestützt hatte. In diesem Bereich hat sich inzwischen vieles geradezu revolutionär gewandelt.

M. Wagner verweist schließlich nachdrücklich darauf, wie stark früher erörterte Themen (z.B. hinsichtlich der *virginitas* Marias) heute zurücktreten oder ganz ausfallen zugunsten des Männer wie Frauen gleichermaßen herausfordernden Themas »*Maria als personal*

Glaubende« in ihrem Verhältnis zu Christus und zum Heiligen Geist.

Dass H. U. von Balthasar mit seinem schöpfungstheologischen Ansatz und seiner stark von der Vätertheologie geprägten Maria-Kirche-Typologie einseitig in seiner Ablehnung von Theologinnen (zumal wenn sie das Priesteramt anstreben) dargestellt wird, ist bedauerlich. Doch hat die Autorin diese Engführung offensichtlich selbst erkannt, wie die Fußnote 1377 (S. 303) zeigt: »... Der Zusammenhang zwischen Marienbild und Frauenbild bei von Balthasar würde eine eigene Untersuchung verdienen.«

Für Theologen/Theologinnen aus dem geistig-geistlichen Raum Schönstatts wäre es sicher ein lohnendes Unternehmen, vor dem Hintergrund der von der Autorin behandelten Thematik die Aussagen Pater Kentenichs (1885–1968) zur Schöpfungsposition von Mann und Frau, zur Gottebenbildlichkeit beider und zu Maria als Frau und Urbild der Kirche darzustellen. Für ihn war Maria nicht »ancilla viri«, sondern »ancilla Domini«, bei der sich Freiheit und Selbstbestimmung mit Demut und dem Ja zum Dienen nahtlos verbunden haben.

Bei aller Erkennbarkeit des Standpunktes der Autorin, der von W. Beinert, E. Gössmann, Th. Schneider/ D. Sattler ... geprägt ist, handelt es sich doch um eine im Großen und Ganzen ausgewogene, sachlich darlegende, die Entwicklung bis hin zur Feministischen Theologie in ihren vielen Nuancen kritisch und doch ruhig abwägende Studie, die inhaltlich für kirchliche Lehre und kirchliches Leben der Gegenwart – auf Zukunft hin – von einiger Brisanz sein dürfte.

Die gründliche Arbeit ist didaktisch gut zubereitet mit Hilfe von mehreren (Zwischen)-Zusammenfassungen und einprägsamen graphischen Übersichten. Sie kann Priestern, Männern und Frauen im hauptberuflichen pastoralen Dienst, Katecheten/innen, Theologiestudierenden sowie allen an diesen Fragen Interessierten zur nachdenklich-kritischen

Lektüre empfohlen werden.

Bei einer möglichen Neuauflage sollten die vielen Fehler im Satz korrigiert werden!

*Marion Wagner: Die himmlische Frau. Marienbild und Frauenbild in dogmatischen Handbüchern des 19. und 20. Jahrhunderts. Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 1999, 400 S., 78,- DM*

Barbara Albrecht

FAMILIE IM WIEDERAUFBAU. Die Mentalitätsveränderungen in der bundesrepublikanischen Gesellschaft seit den 1950/1960er Jahren haben sich wohl in keinem Bereich so stark ausgewirkt wie in der Sichtweise von Ehe und Familie. Diesen Prozess zeichnet eine Dissertation nach, die an der Universität Freiburg/Schweiz bei Urs Altermatt eingereicht wurde. Auch der Autor, wiewohl beruflich mittlerweile in Deutschland tätig, ist Schweizer. Diese Voraussetzungen kommen der Arbeit zugute, die mit spürbarem persönlichen Engagement und der gebotenen kritischen Distanz geschrieben ist, was für dieses Thema nicht selbstverständlich ist.

In vier Durchgängen behandelt Rölli-Allkemper die katholische Familie der Nachkriegsjahrzehnte. Ein erster Teil legt die theologischen Grundlagen. Natur- und Kirchenrecht bestimmten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts das kirchliche Denken. Seit der Enzyklika Pius' XI. »Casta connubii« (1930) wurde die lehramtliche Autorität in Ehefragen zunehmend betont. Bei den kirchlichen Bemühungen um eine Rechristianisierung von Staat und Gesellschaft nach dem Zweiten Weltkrieg stand die Familie als »Kirche im Kleinen« im Mittelpunkt der Auseinandersetzungen. Doch die Kirche sah sich von der zunehmenden Frauenemanzipation und dem Geburtenrückgang in ihrem traditionellen Familienbild bedroht. In der Moralthologie

war in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre eine Wendung zu einer personalen Wertung von Ehe und besonders Sexualität zu verzeichnen. Obwohl die Ehelehre des Zweiten Vatikanums dadurch belastet war, dass das Konzil sich zur Frage der Geburtenregelung nicht äußern durfte, wirkte der Verzicht auf eine »naturrechtlich definierte Rollenzuweisung an Mann und Frau und auf Gehorsamsvorschriften« (S. 169) befreiend.

Die Veränderung in der theologischen Ehelehre ging in den 1950er Jahren einher mit einer deutlichen »Erosion kirchlicher Werte unter einer stabilen Oberfläche« (S. 235). Die konfessionell gemischten Ehen nahmen zu, in der kirchlichen Ehemoral zeigten sich Risse (30 – 40 Prozent vorehelich gezeugte Kinder!). Eine rigide, die eheliche Sexualität abfragende Beichtpraxis hatte zur Folge, dass immer mehr Katholiken den Sakramenten fernblieben. Die Kirche versuchte, auf die Wohnungs- und Freizeitgestaltung der Familien Einfluss zu nehmen. Dabei scheute sie auch vor Kritik am vor allem den Familienvater absorbierenden kirchlichen Vereinswesen nicht zurück. Erstaunliches tritt zutage: Die Kirche propagierte das Fernsehen, weil dadurch die Familienmitglieder bewogen werden könnten, zu Hause zu bleiben! Der Einbruch in der praktizierten Familienreligiosität war allerdings bereits in den 1950er Jahren nicht mehr zu übersehen.

Diesen Transformationsprozessen versuchte die Kirche durch eine eigenständige Familienpastoral zu begegnen. Die Neuansätze kamen von den durch die Jugendbewegung geprägten Priestern und Laien. Ehevorbereitungskurse und regelmäßige Familienkommunion in den Pfarreien setzten die Standesseelsorge der Vorkriegszeit zunächst fort. Ab der zweiten Hälfte der 1950er Jahre wurden die Eltern verstärkt in die Erstkommunionvorbereitung ihrer Kinder mit einbezogen. Dadurch wurden Wege zu einer eigenständigen Familienkatechese in Familiengruppen eröffnet. Die traditionellen Verbände sahen darin ihre

Aufgabe, hielten aber zunächst noch an der auf festen Geschlechterrollen fixierten Einteilung in Mütter- und Väterarbeit fest. Ende der 1950er Jahre setzte aber eine »Familiarisierung« (S. 412) der Verbände ein. Von Seiten der kirchlichen Autoritäten wurde die Familienarbeit zunächst eher defensiv-apolgetisch (Stärkung der christlichen Ehe- und Familienideale) betrieben, bevor in den 1960er Jahren ein zunehmend offeneres Angebot an diese Stelle trat.

Als Hilfsmittel zur gesellschaftspolitischen Lobbyarbeit versuchten einige Bischöfe 1953 die Gründung des Familienbundes der deutschen Katholiken zu forcieren. Trotz einer mit über 800.000 Unterschriften recht erfolgreichen Startaktion konnte der Familienbund in den Pfarreien kaum Fuß fassen. Über ihn konnte aber in den Jahren der Adenauer-Ära wirksam politischer Einfluss genommen werden. Seine erste Bewährungsprobe bestand er in der Frage des Kindergelds und des Familienlastenausgleichs, wobei katholische Politiker noch bis in die 1960er Jahre vom nicht mehr der gesellschaftlichen Realität entsprechenden Ideal der kinderreichen Familie ausgingen. Dem Rezensenten scheint eine interessante Parallele zu sein, dass gerade in jüngerer Zeit damals naturrechtlich begründete Konzepte wie beispielsweise ein gerechter Familienlohn wieder neu diskutiert werden, wenn auch auf einer anderen theoretischen Grundlage. Auf anderen Gebieten musste die Kirche Niederlagen einstecken: Die Hoffnungen auf die Einführung der fakultativen Zivilehe (und dadurch die Stärkung der kirchlichen Eheschließung) und die Abschaffung der Ehescheidung mussten ebenso begraben werden wie die gesetzliche Festschreibung der letztentscheidenden Rolle des Mannes und Vaters in Ehe und Familie. Die beiden in der Nachkriegszeit wirksamen Richtungen eines katholischen Ehe- und Familienverständnisses stritten in diesem Punkt miteinander: »Die Befürworter der Entscheidungsrechte des Mannes betonten die institutionelle Seite

von Ehe und Familie und die Bedeutung der Autorität, während jene, die die gesetzlichen Entscheidungsrechte für überflüssig hielten, die Ehe vor allem als personale Beziehung sahen, in der die Liebe im Mittelpunkt stand.« (S. 604)

Lukas Rölli-Allkemper ist mit seiner Studie eine faszinierende Arbeit gelungen, die verschiedenste Aspekte eines Wandels beleuchtet. Aus der Perspektive einer geistlichen Bewegung, die sich dem Idealbild der Familie verschrieben hat und in der eine lebendige Familienbewegung entstanden ist, kommen bei der Lektüre immer wieder Fragen nach der Überzeitlichkeit und Wandelbarkeit von Idealen, nach der Plausibilität und Zeitbedingtheit von Lebensformen und nach der Bedeutung einer kontinuierlichen und zeitnahen theologischen und pastoralen Motivation (»Geistpflege«). Es ist eine bleibende Aufgabe, die Spannung zwischen den gesellschaftlichen Modernisierungsprozessen und einem normativen Leitbild von Ehe und Familie auszuhalten und produktiv zu bewältigen.

*Rölli-Allkemper, Lukas: Familie im Wiederaufbau. Katholizismus und bürgerliches Familienideal in der Bundesrepublik Deutschland 1945-1965. Paderborn 2000 (= Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte. Reihe B: Forschungen. 89), 716 S., 142,- DM*

Joachim Schmiedl

WAS IST BIBLISCHE SPIRITUALITÄT? Der bekannte Autor Klaus Berger, Professor für Neues Testament in Heidelberg, geht zur Beantwortung dieser Titelfrage seines neuen Buches davon aus, »dass die Volkskirchen oftmals entweder schon seit Generationen oder doch seit einigen Jahrzehnten das Herz

der Menschen verloren haben« (7). Dies nicht zuletzt aufgrund der weithin üblichen »Zerfaserung« biblischer Texte durch den exegetischen Zugriff auf sie, und zwar mit Hilfe der (von Berger allerdings nicht grundsätzlich abgelehnten) historisch-kritischen Methode. Diese fordert, dass der biblische Text erst einmal religiös »stillgelegt« wird (14). Genau das hat dazu beigetragen, dass die »allgegenwärtige Frage nach 'neuer Spiritualität'« (7) so stark aufgebrochen ist.

Das mit Spiritualität Gemeinte ist nach Berger »religiöse Erfahrung, und zwar vor allem im Zusammenhang mit Gottesdiensten« (11), aber auch »eine Art Lebensstil« im Sinne einer bis in den Alltag hinein sichtbare Gestalt annehmenden Frömmigkeit, zu der auch eine bestimmte Art religiöser Sprache gehören kann (vgl.11).

Der Autor erläutert biblische Spiritualität im engeren Sinn eindrucksvoll mit Hilfe großer biblischer Bilder, z.B. Feuer, Wüste, Weg, Licht, das Kind, die Braut. Er verweist auf Zugänge z.B. über das Staunen, Furcht und Zittern, Leiden, Sehnsucht, Liebe, Freude ... »Bilder« wie »Zugänge« stützen sich auf klassische Schriftstellen: Worte über das Einssein mit Gott, das Freisein von der Sorge, die Hymnen in den Kindheitsgeschichten nach Lukas u.a.m.

Ein leider zu kurz geratener Abschnitt gilt in diesem Zusammenhang der typologischen Schriftauslegung (182ff.), dank derer die kritische Betrachtung biblischer Texte ergänzt werden kann und soll durch eine meditative (vgl. 183).

Ausführlich verweist der Verfasser auf die Notwendigkeit dessen, was er als »Heiliges Tun« bezeichnet, z.B. Schweigen, Wachen, Beten, Danken, Singen, Feiern, Kämpfen und – sogar an erster Stelle – das Ja zum Einsamsein als Ausdruck für »eine explosive Mischung aus Freiheit von der 'Welt' und Verachtet-werden seitens der 'Welt'« (186).

In einem kürzeren 2. Teil geht es schließlich um Themen einer Theologie der biblischen

Spiritualität: Jesus Christus als Zentrum, Spiritualität und Heiliger Geist, die Ausstrahlung des Guten, das Verhältnis von Spiritualität und Mystik ...

Es ist Bergers »erklärtes Ziel, Christentum als Religion wiederzuentdecken« (7). Darum seine Suche nach den Quellen von Spiritualität im NT einerseits und in der monastischen Spiritualität (konkret der der Zisterzienser) andererseits. Diese Kombination erweist sich von der Sache her und ökumenisch als un-  
gemein fruchtbar. In vielen Zitaten beruft sich der Autor auf große Gestalten der benediktinischen Reform wie Bernhard von Clairvaux u.a., deren spirituelle, ja »mystische« persönliche Gotteserfahrung für ihn in die zukunftsorientierte Frage mündet: »Verbindet Mystik die Religionen?« (229ff.).

Alles vom Autor Bedachte ist überaus nachdenkenswert. Und doch tauchen Fragen auf. Der Autor ist sehr befreundet mit der Zisterzienser-Abtei in Bochum-Stiepel. Es ist daher nicht verwunderlich, sondern höchst erfreulich, dass das Buch wie mit einem Wasserzeichen monastisch-zisterziensisch geprägt ist. (Die spirituelle, zutiefst biblische Dimension von »Sendung« in die Welt kommt dabei allerdings zu kurz.) Angesichts dieser Prägung fragt man sich: Warum müssen denn das Neue Testament und monastische Spiritualität gut auseinandergehalten werden »damit keines durch das andere 'beschädigt' wird« (7f.)? Natürlich ist nicht jede biblische auch monastische Spiritualität; doch christlich-monastische Spiritualität ist immer biblische Spiritualität, gegründet auf das Neue Testament. Sie kann dadurch gar nicht »beschädigt« werden. Wie stark die innere Einheit ist, zeigen gerade des Autors Beispiele für »Heiliges Tun« überdeutlich. Von »Auseinanderhalten« kann also keine Rede sein.

Ein anderer Fragen-Komplex: Stimmt es eigentlich, dass »die großen Volkskirchen als ausgesprochen feindlich gesonnen gegenüber jeder Spiritualität« gelten? (13). »Als

Beitrag der Volkskirchen zur Religion wird mittlerweile vor allem die Vernunft angesehen. Das gilt besonders nach dem Einzug der Aufklärung auch in die nachkonziliare katholische Kirche. Vernunft aber ist im Blick auf Religion immer nur eine sekundäre Zutat« (13). Spiritualität und Mystik geht es daher »um Befreiung von belastendem Denken« (229). Solche Thesen sind nicht nachvollziehbar. Berger sagt weder, was er unter »Religion« noch was er unter »Vernunft« versteht. In unseren Tagen hat Papst Johannes Paul II. in seiner Enzyklika »Fides et ratio« eindrücklich auf die auch und gerade spirituell fruchtbare Zusammengehörigkeit (nicht Gleichheit) beider »Lungenflügel« christlichen Lebens erinnert. Schon Paulus verweist ja kurz und bündig auf die gemeinte Einheit, um die er für sich und seine Gemeinden kämpft: »Ich weiß, wem ich geglaubt habe« (2 Tim 1,12). Das ist gültiger Ausdruck eines verantworteten Glaubens, und die Bemühung darum dürfte gerade heute – im Zeitalter des Aberglaubens – eine äußerst wichtige spirituelle Aufgabe sein! Um zu begreifen, was das konkret beinhaltet, hat Gott uns Christen in Deutschland einen Klaus Hemmerle, Bischof von Aachen (†1994) geschenkt. Er war nicht nur ein exzellenter Theologe mit einer begnadeten Kraft des Denkens, sondern zugleich ein durch und durch spirituell geprägter Christ. Sein Einsatz galt nicht zuletzt der Wiedergewinnung der Einheit von Denken und Glauben. Und dies im Alltag und in der Gemeinschaft des Volkes Gottes. Ähnliches gilt im Blick auf den Grundansatz von Pater Kentenichs leidenschaftlichem Einsatz für die organische Einheit von Denken, Leben und Lieben als Fundament schönstättisch spiritueller »Identität«. »Spiritualität hat in höchstem Maße etwas mit Identität zu tun« (13). Diese Erkenntnis Bergers ist voll zu bejahen. Sie kann nicht ohne den Einzelnen, aber auch nicht ohne das pilgernde Gottesvolk (das es auch heute noch und immer neu auch in den Volkskirchen gibt) gestärkt wer-

den. Zu solcher »Stärkung« gehört auch die spirituelle Bemühung um die Integration der Vernunft. Letztlich geht es dabei um den Gewinn der Einheit des Christseins heute. Das vorliegende Buch kann in erheblichem Maße dazu anregen, sich als Christ dieser Aufgabe zu stellen.

*Klaus Berger: Was ist biblische Spiritualität?  
Quell-Verlag, Gütersloh 2000, 245 S., 29,80 DM  
Barbara Albrecht*

THEOLOGIE IM MITTELALTER. Es geht dem Verfasser um »Personen und Stationen theologisch-spirituelle Suchbewegungen im mittelalterlichen Deutschland«. Mit »Deutschland« ist hierbei keine nur politisch-territoriale Größe etwa nach dem Verständnis des 19./20. Jahrhunderts gemeint. »Die Deutschen« sind im Mittelalter vielmehr die Völker »mitten in Europa«, deren »Gemeinsamkeiten« – begründet letztlich im gemeinsamen Glauben und Glaubensvollzug – jede Art von »Regionalisierung – relativieren« (12). Der vom Verfasser dargestellte Zeitraum reicht personell und geistig von der Karolinger-Zeit (Alkuin von York u.a.) über Anselm von Canterbury, Rupert von Deutz ..., die großen Kölner Theologen Albertus Magnus, Thomas von Aquin und Johannes Duns Scotus über Vertreter der »Deutschen Mystik« wie Meister Eckhart, Johannes Tauler, Heinrich Seuse ... und Theologinnen wie Hildegard von Bingen, Elisabeth von Schönau, Mechthild von Magdeburg, ihre Namensvetterin von Hackeborn und Gertrud die Große ... bis hin zur größten geistgeprägten Gestalt an der Wende vom 14. zum 15. Jh.: Nikolaus von Kues.

Worum geht es dem Autor und worum nicht? Es geht darum, die heutige theologische Diskussion »neu (zu) inspirieren« mit Hilfe jener »Einsichten, die im Verlauf der Geschichte als Frucht und Ertrag eingehender Reflexion des

christlichen Glaubens artikuliert wurden. Dabei geht es nicht darum, die Antworten von gestern aufzuwärmen, um womöglich den drängenden Fragen der Gegenwart auszuweichen. Es gilt vielmehr, im Blick auf die Zukunft a u c h mit der Vergangenheit über die Gegenwart ins Gespräch zu kommen, die oft erschreckende Eindimensionalität des Heutigen durch Perspektivenreichtum aufzuspüren und zur kritischen Überprüfung eingefahrener zeitgenössischer Positionen... zu gelangen« (7). Im Blick auf die jeweils vorgestellte konkrete Person soll das von ihr vertretene theologische Konzept, vor allem unter der Perspektive seiner spirituellen Intensität zu Wort kommen« (8). Mit anderen Worten: Es geht letztlich um den Wiedergewinn der Einheit von Glaubenslehre und Glaubensleben.

Auf der Grundlage eines immensen Wissens, das aber niemals erdrückend wirkt, weil es durch Bilder, Thementafeln und Zusammenfassungen didaktisch gut aufgelockert wird, gelingt dem Autor der Nachweis, dass viele heute aktuelle Themen bereits im MA faszinierend dynamisch diskutiert worden sind und um Antworten echt gerungen wurde. Dies allerdings so, dass ein »Streitgespräch nicht als Kampfmittel« missbraucht wurde, um »den Gegner argumentativ niederzuwalzen«. Das Streitgespräch wurde vielmehr als »Mittel zur Wahrheitsfindung« verstanden (64), und zwar unter Gegnern, die »als Partner bei der Wahrheitssuche respektiert« wurden (65) – eine heute fast unbekannt gewordene Einstellung. Ob es um die Verknüpfung (nicht Verwechslung!) von Glaube und Vernunft ging, um den Reinkarnationsgedanken, um die Verbindung von Gottesglaube und Weltwissen und die Erschließung des Wahrheitsgehaltes in den Werken nichtchristlicher Denker (z.B. in der Aristotelesrezeption) und schließlich um die Intensivierung des Christentums durch die großen Reformorden und deren starke gesellschaftsprägende Wirkung – alles war geistgeistlich in Bewegung und hat schon damals

zu der bis heute immer wieder diskutierten brisanten Grundfrage geführt: Kann, ja »darf es in der Kirche, die doch für die unveränderliche Wahrheit eintritt und sie in gewisser Hinsicht repräsentiert, überhaupt Neuerung und Veränderung geben?« Wird dabei »nicht das Vertrauen in die Kirche und in die Wahrheit erschüttert?« (113). Schon Anselm, Bischof von Havelberg, Freund Norbert von Magdeburgs, vertrat die Ansicht, Veränderung, mutatio »gehöre von Anfang an ... zum Wesen der Kirche selbst« (113). Man erkannte schon im 12. Jh., dass der »stete Wandel der Kirche« notwendig »Multiformität« gebiert. Um neue komplexe Spannungseinheiten wurde gerungen. So um die von »theologisch begründeter Weltbejahung und Frömmigkeit« in Gestalt einer »Kehre nach innen« – etwa bei Tauler (164). Die Spannungseinheit wurde gesucht in Gestalt von »reflektierter Glaubenserfahrung und praktischem Glaubensleben« (191) vor allem von Seiten der mystisch begnadeten Theologinnen des 12./13. Jahrhunderts. Es ist hoch erfreulich, dass der Autor sie genau so ernst nimmt und würdigt wie die offiziellen männlichen Vertreter der theologischen Zunft. Mit einem kurzen Kapitel über Nikolaus von Kues öffnet sich inhaltlich ein faszinierend weiter Blick auf das fluktuierende Ganze theologisch-spiritueller Suchbewegungen bis in die Gegenwart. »Mystische Theologie ist für Nikolaus von Kues Theologie der Pluralität des Endlichen, Konkreten und unscheinbar Kleinen.« Doch »das Kleine anblickend, gewahrt er das Große und blickt er auf zu Gott, in dem das Kleine und das Große, das Endliche und das Unendliche, das Plurale und Einzigartige koinzidieren« (238). Gleiches gilt für »contemplatio« und »actio«. Tätigkeit wird nicht gegen Beschauung ausgespielt. Vielmehr handelt es sich um »zwei Seiten einer Münze«, die in ihrer Spannungseinheit »letztlich in eins fallen«. Um den Aufweis und die Sicherung dieser Spannungseinheit waren und sind Theologen und Theologinnen unse-

rer Zeit wie K. Rahner, H. U. von Balthasar, M. Delbrel ... ebenso bemüht wie die von Gerwing vorgestellten Theologen und Theologinnen des Mittelalters. Der Autor fasst das Ergebnis seiner profunden Untersuchung daher so zusammen: »Die theologisch-spirituellen Suchbewegungen von einst sind nicht Vergangenheit. Sie weisen über sich hinaus in die Gegenwart und drängen stets neu zur Entscheidung« (238). Diese geradezu spannend geschriebene Einführung in die mittelalterliche Theologiegeschichte dürfte »Theologen aus Profession« und »alle theologisch Interessierten aus Passion« zu weiterem »theologischen Fragen und zu weiteren Studien motivieren« (7). Sie kann zugleich einen Weg zeigen, wie wir aus Einseitigkeiten heraus aufs neue den Blick für das Ganze im theologisch-spirituellen Leben finden können.

Ein reichhaltiges Literaturverzeichnis und ein hilfreiches Register runden den Inhalt des Buches ab. Das Werk ist ohne Abstriche sehr zu empfehlen.

*Manfred Gerwing: Theologie im Mittelalter. Personen und Stationen theologisch-spiritueller Suchbewegungen im mittelalterlichen Deutschland. Schönningh, Paderborn 1999, 279 S., 78,- DM*

Barbara Albrecht

DER GEIST DER LITURGIE. Autor dieses Buches ist Joseph Kardinal Ratzinger. Er hat »mit Absicht« (Vorwort) einen Titel gewählt, der sofort an R. Guardinis Erstlingschrift »Vom Geist der Liturgie« (1918) denken lässt, ein schmales Bändchen, das den Aufbruch der liturgischen Bewegung in Deutschland wesentlich mitgeprägt hat.

Die heutige Situation ist nicht mehr die von damals. Sie ist notvoller gerade im Blick auf die Liturgie. Denn diese wird vielfach in ihrem



Kern nicht mehr verstanden: als Feier der Kirche Jesu Christi zur Ehre *Gottes*, als *Gottesdienst*. Nur zu oft sind heute Gestalt und Gestaltung der Liturgie einem erschreckend ehrfurchtslosen Umgang ausgesetzt.

Die vorliegende »Einführung« verzichtet bewusst auf jeden wissenschaftlichen Apparat, obwohl der in jeder Richtung vorhandene wissenschaftliche Untergrund immer erkennbar ist. Es handelt sich letztlich um ein Werk der spirituellen Theologie, das Hilfe sein möchte im Blick auf ein neues »Verstehen des Glaubens und ... seiner zentralen Ausdrucksform in der Liturgie« (8). Der Verfasser möchte eine »Bewegung zur Liturgie hin« anstoßen (8) und »Einsichten in den Geist der Liturgie« vermitteln (178). Wie sehr viele Gläubige genau nach dieser Art Vertiefung verlangen, dürfte allein schon daraus zu erkennen sein, dass das im Herbst 1999 erschienene Buch im Jahr 2000 bereits die 4. Auflage erlebte.

Der I. Teil (11 – 43) handelt vom Wesen der Liturgie: von Liturgie und Leben, Liturgie – Kosmos – Geschichte und von der vom biblischen Fundament her bestimmten Grundgestalt christlicher Liturgie. Sie darf nie eine Sache der Beliebigkeit und eigenmächtiger Kreativität sein, verdankt sie sich doch letztlich den Weisungen des Herrn.

In einem faszinierenden II. Teil (47 – 96) geht es um Zeit und Raum in der Liturgie: z.B. um heilige Orte wie das Kirchengebäude in seiner der aufgehenden Sonne, dem kommenden Christus zugewandten Ost-»Orientierung«.

Von diesem Ansatz aus lässt sich ein vertieftes Verständnis gewinnen für die Stellung des Altars und die Gebetsrichtung und so etwas wie »heilige Zeit«, für den Zusammenhang zwischen Himmel und Erde und die Vor-Gabe dessen, was im Himmel – als Lobpreis Gottes seitens der Cherubim und Seraphim – immer schon auf ewig geschieht. »Der Altar ist gleichsam der Ort des aufgerissenen Himmels: er schließt den Kirchenraum nicht ab, sondern auf – in die ewige Liturgie hinein« (62f.). »Liturgie, die nach Osten gerichtet ist,

vollzieht gleichsam das Eintreten in die Prozession der Geschichte auf ihre Zukunft hin, auf den neuen Himmel und die neue Erde zu, die in Christus uns entgegengehen. Sie ist Gebet der Hoffnung, Beten unterwegs in der Richtung, in die das Leben Christi, seine Passion und Auferstehung uns weisen« (61). Immer gilt dabei: Kosmos und Heilsgeschichte gehören zusammen. »Der Kosmos betet mit, auch er wartet auf die Erlösung. Gerade diese kosmische Dimension ist der christlichen Liturgie wesentlich. Sie vollzieht sich nie nur in der selbstgemachten Welt des Menschen. Sie ist immer kosmische Liturgie – das Thema Schöpfung gehört in das christliche Gebet hinein. Es verliert seine Größe, wenn es diesen Zusammenhang vergisst« (61f.). Darum die drängenden Fragen des Autors angesichts mancher Kritiker: »Ist es nicht gerade heute wichtig, mit der ganzen Schöpfung zu beten? Ist es nicht gerade heute wichtig, der Dimension der Zukunft, der Hoffnung auf den wiederkommenden Herrn Raum zu geben, die Dynamik auf die neue Schöpfung wieder als Wesensform der Liturgie zu erkennen, zu leben?« (72). Mit Hilfe dieser und vieler anderer Anstöße zum Bedenken und Betrachten kann der gläubige Mitvollzieher der Liturgie der Kirche wieder aufatmen und durchatmen. Das ganze Geschehen von Gebet und Anbetung bekommt so wieder seine eigentliche Weite.

Im III. Teil (99 – 134) ist von »Kunst und Liturgie« die Rede. Anhand der biblischen Weisung »Du sollst dir kein Schnitzbild machen noch irgendein Abbild von dem, was droben im Himmel oder auf der Erde unten ... ist« (Ex 20,4), kommt die uralte Auseinandersetzung um religiöse Bilder bzw. Bilderlosigkeit im Zusammenhang mit Kirchenraum und Gottesdienst zur Sprache. Dabei wird klar, dass jeder »Bildersturm« und jedes Verbot der Einbeziehung der Sinne im christlichen Gottesdienst seit der Menschwerdung des Sohnes Gottes dem Wesen christlicher Liturgie widersprechen. Angesichts

der heutigen Überflutung mit Bildern aller Art und dem zumeist zum Selbstschutz nur noch oberflächlichen »Sehen« ist das, was der Autor zur Christus-Ikone sagt und zu jenem Schauen, das aus dem Gebet kommt und wieder ins Gebet führt, ebenfalls des Nachdenkens wert.

Solche Vertiefung des Sehens hat ihre Entsprechung im Hören und Singen und führt zur Thematik »Musik und Liturgie«. Wenn und weil im biblisch-kirchlichen Bereich »Singen als Übersteigen des gewöhnlichen Redens als solches ein pneumatisches Ereignis« ist (120) und als Singen vor Gott seine Motivation von Freude, Not, Drangsal und Rettung her erhält, ist in solchem Singen »letzlich Liebe verborgen« (121). »Singen ist Sache der Liebe« (so Augustinus) und sollte es bis hinein in den Gottesdienst sein. Aber das alles bedarf angesichts der heute weithin vorherrschenden Dominanz einer lärmenden, rhythmisch leidenschaftlichen »Musik der Massen« zumindest für den Bereich der Liturgie dringend einer »Erneuerung von innen her« (128). Soviel wird jedenfalls schon in dem diesbezüglichen Kapitel deutlich: »Nicht jede Art von Musik kann in den christlichen Gottesdienst eintreten. Der richtet den Maßstab auf: Der Maßstab ist der Logos« (130), »auf den hin der ganze christliche Kult bezogen ist« (vgl. 133).

In einem IV. Teil kreist der Verfasser um die »Liturgische Gestalt« (137 – 192). Es geht nicht nur um die Ermöglichung eines vertieften Verständnisses für so etwas wie »Ritus« überhaupt, sondern in einem besonders gelückten Kapitel über den Leib und die Liturgie um so konkrete und doch vielfach nur noch mechanisch vollzogene Wirklichkeiten wie das Kreuzzeichen, liturgische Haltungen (z.B. das Knien), um liturgische Gebärden, die menschliche Stimme, das liturgische Gewand

u.a.m. Die erstrebte »tätige Teilnahme« an der Liturgie der Kirche ist also keineswegs eine Sache nur des Kopfes. Sie fordert vielmehr den ganzen Menschen in der Einheit von Geist, Seele und Leib ein.

Das Buch will insgesamt eine »Einführung« sein. Es enthält nicht nur hilfreiche Zusammenfassungen, wertvolle Literaturhinweise und ein gutes Register. Der Verfasser möchte bei seinen Lesern (Priestern im Amt und solchen, die auf dem Weg zum Priestertum sind, aber auch bei Laien im kirchlichen Dienst und schließlich bei allen aktiven Gliedern der Kirche) erneut oder erstmalig Verständnis wecken für die Liturgie als höchsten Akt der Gottesverehrung seitens der Kirche, des gesamten Gottesvolkes. Man spürt beim Lesen die tiefe Liebe des Autors zur Liturgie in allen ihren Gestalten (bis hin zur persönlichen Erfahrung der Priester- und Bischofsweihe-Liturgie). Und man spürt die Verantwortung, die den Autor drängt, denen, die für die Zukunft der Liturgie der Kirche zu sorgen haben, auf einfache, geistlich tiefe Weise zu helfen, dass ihr Herz aufs neue oder erstmalig Freude an diesem Dienst gewinnt. So ist insgesamt ein opusculum entstanden, das einer kleinen »Schatztruhe« gleicht. Wo immer der Leser hingreift – er gewinnt kostbare Einsichten und wird mitgenommen in das Verlangen, es möchten doch viele Glieder der Kirche aus dem verflachten liturgischen Betrieb wieder zur Mitte hinfinden: zum nicht machbaren, sondern uns unverdient geschenkten Mysterium Gottes, zur Anbetung.

*Joseph Kardinal Ratzinger: Der Geist der Liturgie. Eine Einführung. Herder, Freiburg – Basel – Wien, 42000, 208 S., 36,- DM*

Barbara Albrecht